~~Om. 4407½~~
~~Sch. W. Deutsche. ps. 318.~~

P. O. germ.
765.

Erzählungen

von

A. Kotzebue.

Leipzig,

im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

1782.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

51

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Herrn

Profeſſor Muſäus

gewidmet.

Es iſt fürwahr um's Bücherſchreiben
Zu dieſer Friſt ein küzlich Ding!
Wer klug iſt, läßt es immer bleiben:
Doch klug iſt auch kein Dichterling.
Ein Jeder trägt dem Gott der Muſen
Sein Scherflein zu, und bildet froh ſich ein,
Nur er allein
Könn' auf Verdienſte fußen,
Sey in ſo hohem Grad mit Lichtgenie begabt,
Wie auf der ganzen weiten Erde
Vor ihm kein Menſchenkind gehabt,
Auch nach ihm keines haben werde.
Weil nun von Ulm an bis Archangel,
Was Finger hat, gar tapfer ſchreibt,
Auch Jeder ſein Produkt vertreibt,
So iſt auf dem Parnaß an Opfern nie ein Mangel,

Und wie beym lezten Balle
Mir Dame Erato geſtanden,
So iſt im unverhofften Falle,
Wenn etwa die Berliner=Galle
(Wie leicht geſchehen kan) die Herren Skribler alle
Einmal zu Boden wirft, und jeden Finger lähmt,
Auf zwanzig Jahr Makulatur vorhanden.
Allein, „ein Schelm, der drob ſich grämt!“
Hör' ich die Legionen ſagen,
Und ſehe, wie ſie unverſchämt
All' ihre Bündel doch zum Gott der Muſen tragen,
Auch wohl in einem Odenfieber
Sich mächtig über
Ein ehrſam Publikum beklagen.

Ich, meine Damen und Herrn!
Geſtehe gern,
Daß keine der Göttinnen
Die Leyer mir geſtimmt,

Und, daß mein Fuß den Berg der Pierinnen
Noch nie erklimmt;
Noch weniger hat in der ſüßen
Dichtkunſt Apollo ſelbſt mich Armen unterwieſen;
Denn, ach! ich kam zu ſpät — dem ſey nun, wie ihm ſey! —
Weil ſo viel tauſend Muſenſöhne
(Aecht oder Baſtard — einerley!)
Sich ſchon am Rand der Hippokrene
Gelagert hatten,
Und jeder in des Lorbeers Schatten
So manchen Kikelkakel ſchrieb,
Daß auch für mich kein Pläzchen übrig blieb.
Doch bin ich drum noch nicht von aller Hülfe baar;
Denn einer — der, als der Parnaß
Von falſchen Irrelichtern
Und unberufnen Dichtern
Noch nicht ſo überſchwemmt als itzo war,
Dem Muſengott zur rechten Seite ſaß —

Nahm ſich getreulich meiner an,
Und der biſt Du! Du, theurer Mann!
Du lehrteſt mich den erſten Grundakkord
Der ganzen Dichterharmonie;
Und Deine Lehren, Freund! was wär ich ohne
ſie?
Du gabſt mir Wielands, Bürgers Schriften:
Ich ſah, wie unbegreiflich leicht
Der Dichtkunſt Klippen ſie behend vorüberſchifften,
Wie ſtets ein Vers den andern zeugt,
Und Wieland hier, und Bürger dort,
Den Helikon, als wärs ein Stockwerk hoch, er-
ſteigt.
Unwiderſtehlich riß michs fort!
Ich fühlte nach und nach, wie manche trübe
Stunde
Uns ſchneller dann vorübereilt,
Wie manche ölbedürftge Wunde
Auch eine Stanze nur aus Wieland's Oberon
heilt.

Denn was verſüßt die rauhe Bahn,
Die wir oft lang, oft kurz hienieden wallen,
Bis wir des alten Charons Kahn
Einſt an des Todes Rand uns nahn;
Und was erzwingt oft ſelbſt dem finſtern Bieder-
mann
Ein Lächeln und ein ſüßes Wohlgefallen?
Iſts nicht ein frölich Lied, das von der Leyer
tönt,
Und oft uns mit uns ſelbſt verſöhnt,
Wenn jener böſe Geiſt, Hypochondrie genannt,
Den Weg zu unſerm Herze fand?

Die alten und die neuen Dichter
Beſtimmen uns der Dinge drey,
Wovon uns jedes nöthig ſey,
Um unſre frölichen Geſichter
Und offne Stirn von allen Falten
Der böſen Laune rein zu halten:
Ein Freund — ein Mädchen — ein Glas Wein;

Und ich geſtehe gern, daß ich von allen dreyen
Sehr ungern eins entbehren möchte.

Ein köſtlich Ding um einen braven Freund,
Der's treu und redlich mit uns meynt,
Der mit uns lacht und mit uns weint,
Und — wenn uns auch die Sonne nicht mehr ſcheint —
Doch nimmer uns den Rücken dreht,
Bis an des Grabes Rand vereint
Mit uns durchs Pilger-Leben geht.

Ein köſtlich Ding, in eines Engels Arm
Sich zu entladen jedes Kummers,
Da zu vergeſſen jeden Harm,
Da zu genießen ſüßes Schlummers,
Und zu erwachen von dem Kuſſe
Der reinſten Unſchuld, die mit Liebe ſich vermählt,
Und wo dich nie nach dem Genuſſe
Die Reue quält.

Ein köſtlich Ding um alten Wein,
Gekeltert da, wo Vater Rhein
In majeſtätſchen Fluthen ſich ergießt!
„Ein köſtlich Ding!“ ruft jeder Zecher,
Indem aus dem belaubten Becher
Der Zaubertrank in ſeine Kehle fließt.

Doch auch der Muſen Gunſt gewährt
Nur ſtille zwar, doch ſüße Freuden,
Und auch die Muſe, traun! iſt wohl des Wunſches werth,
Von ihr geliebt zu ſeyn, ſich nie von ihr zu ſcheiden.
Oft, wenn ein Kummer oder Leiden
Ermüdet unſere Geduld,
So ſetzet man ſich an ſein Pult,
Singt ſeinem Mädchen, ſeinem Freunde
Ein frölich Liedchen — man erholt ſich nach und nach,
Und wenn den Augenblick vorher man weinte,
So lacht man einen Augenblick hernach.

So macht' ichs ſchon ſeit langer Zeit.
Nur denen, die Apoll zu Lieblingen geweiht,
Verſucht' ich nachzuſtammeln;
Und ſiehe da! ich bin ſo weit,
Daß ich vermag ein Bändchen voll zu ſammeln.
Nimm hin die erſten Frühlingsfrüchte!
Nicht unterm Lorbeer wuchſen ſie,
Verdienen auch vielleicht den Kranz des Lorbeers nie.
Nur unſre vaterländ'ſche Fichte
Sah ſie entſtehn, die ſchüchternen Gedichte:
Und iſt nicht jedes das,
Was — wenn ichs ſagen darf — es eigentlich ſeyn ſoll;
Ey nun! ſo weißt Du, der Parnaß
War, wie geſagt, für mich zu voll.

Phyllis,

Königin von Thrazien, an Demophoon, des Theſeus Sohn.

Freye Ueberſetzung.

Ovid. Heroid. Ep. II.

Dein rhodopejiſch Mädchen wagt,
Dich, ach! vielleicht im Buhlen-Arm zu
ſtören!
Sie weint von dir erpreßte Zähren.
Das Leiden, das in ihrem Innern nagt,
Hat ihre Seele ſtumpf gemacht:
Du ſollſt zum leztenmal ſie hören! —
Verſprachſt du nicht zurückzukehren,
Sobald der ſilberfarbne Mond
Nur Einmal ſeinen Lauf geendet?

Und viermal — ach, Demophoon!
Hat Luna ſchon
Die dunkelblaue Bahn vollendet:
Vier Monden ſind ſo ſchnell entflohn,
Und noch führt das ſidon'ſche Meer
Nicht ein aktäiſch Schiff mir her.

Du ſiehſt, ich klage nicht zu früh;
Verliebte zählen ja die Stunden,
Und nun iſt all mein Muth entſchwunden! — —
Demophoon! — Doch werd' ich nie
Dein Herz des bittern Vorwurfs werth,
Dich ſelbſt ſo falſch, ſo untreu glauben;
Du weißt, will man uns Hofnung rauben,
Die wir ſo lang, ſo lang genährt,
Wie dann wir die Gewißheit ſcheuen,
Des ſüßen Wahns uns gerne freuen,
Und gern entſchuldigen, wenn nur
Noch eine kleine, kleine Spur
Dazu uns übrig bleibt. — Auch ich
Wie oft, wie gern entſchuldg' ich dich!

Oft wähn' ich frey und unbekümmert,
Daß Theſeus dich vielleicht noch hält;

Dann bin ich ruhig; aber fällt
Mir der Gedanke ein: zertrümmert
Kann, ach! wohl gar dein leichtes Schiff
Auf Hebrus Höhen ſeyn, und tief
Liegt mein Geliebter nun im Meere —
Demophoon! — dann quillt die Zähre
Hell über meine Wang' herab,
Und wirbelnd dampfen die Altäre
Von Opfern, die ich für dich gab.

Oft lag ich an des Meeres Strand,
Wenn über mir in blau Gewand
Der Himmel ſanft gehüllet war,
Wenn um mich leiſe Wellen rauſchten:
Und Zephyrs nur im grünen Haar
Der hohen Tannenwipfel lauſchten.
Oft ſtand ich einſam, wenn der Stern
Der Liebe auf- und unterging,
Und Nacht und Grauen mich umfing;
Und bliebſt du dann noch immer fern
Von deinem Mädchen, war ich gern
Bereit, in tauſend neuen Gründen
Des Zögerns Urſach aufzufinden.

Umſonſt! dich führt nicht unſre Liebe
Und nicht dein Schwur zu mir zurück:
Ich wandle einſam nun und trübe,
Verfluche dich und mein Geſchick.
Du fürchteſt nicht, Zevs könne rächen
Mit Blitzen den gebrochnen Schwur!
Ach! Falſcher! nicht dein Segel nur,
Auch deine Worte, dein Verſprechen,
Gabſt du mit unbefangnem Sinn
Den Winden und den Wellen hin.
Sprich, harter, ungetreuer Mann!
Sprich! was hat Phyllis dir gethan? —

Wars unrecht, o Demophoon!
Daß, wenn dein Auge auf mich blickte,
Dich meine Augen ſelten flohn?
Wars unrecht, daß, wenn Theſeus Sohn
So feurig warm die Hand mir drückte,
Ich ſtets den Druck zurücke gab?
Wars unrecht, daß in deinen Armen
Ich lachte meiner Unſchuld Grab? —
O lieber Jüngling! dann Erbarmen
Der Schwachheit! — nein! nie reut ſie mich!
Sie iſt ja ein Verdienſt um dich.

Und welcher Gott war dir zu groß,
Den, ohne vor dem Schwur zu beben,
Du nicht zum Bürgen mir gegeben?
Du ſchwurſt beym Meere, das doch eben
In ſtürmſchen Wellen ſich ergoß,
Auf dem ſo oft du Glück und Leben
Gewagt, und dem du doch ſo gern
Aufs neue nun dich preisgegeben.
Du ſchwurſt mir bey dem Abendſtern,
Bey Cyprien, bey Amors Bogen,
Der ſeinen Pfeil mit Höllenſchmerz
Mir grub in's unbefangne Herz. —
Verſchlingt den falſchen Mann, ihr Wogen!
Ach! alle ſeine Schwüre ſind
Verweht vom leichten Abendwind.

Und ſollte nun ein jeder Gott,
Zur Rach' entflammt durch deinen Spott,
Gerührt durch deiner Phyllis Klagen,
Des falſchen Meineids Rächer ſeyn;
O Jüngling! könntſt du wohl allein
Die Rache des Olympus tragen? —

Ach! daß ich ſelbſt ſo ſorgenlos
Das Gift mir in den Buſen goß!

Zertrümmert war von ſtürmiſchen Gewäſſern
Dein leichtes Schiff — ich half es beſſern,
Das Schiff, auf dem du mich verließſt,
Gab dir das Ruder in die Hände,
Ich ſchuf den Jammer ohne Ende,
Den du, o Ewiger! nur ſiehſt.
Ich habe deinen glatten Worten
Und deiner Herkunft ſelbſt getraut,
Auf deine Thränen ſelbſt gebaut:
Ich wähnte nicht, du könnteſt morden,
Durch bittern namenloſen Gram,
Das Mädchen, das ſo liebevoll
Dich einſt in ihre Arme nahm.
Doch dieſe Rückerinn'rung ſoll
Mich Arme nicht noch mehr beſtrafen.
Auch das iſt ein Verdienſt um dich,
Daß deine Phyllis ſelbſt den Hafen
Dir öffnete; das Schiff, das mich
Von dem Geliebten trennen ſollte,
Selbſt beſſerte, dir Thränen zollte,
Und nur durch Küſſe, Mund auf Mund,
Verſiegelte der Herzen Bund.
Wer aber tilgt den Vorwurf mir,
Daß ich zu ſchnell Gehör gegeben;

Daß ich, in Hoffnung, einſt mit dir
Mein Daſeyn wonnig zu verleben,
In jener Nacht — ſo bang — ſo ſüß —
Dich meine Unſchuld rauben ließ?
O Zevs! wo war da deine Macht?
Zevs! konntſt du nicht mit deinen Blitzen
Das ſchwache Mädchen unterſtützen?
Und ach! der Tag vor dieſer Nacht —
Wär' er mein Todestag geweſen!
So würd' ich wenigſtens doch noch
Geſchmückt mit meiner Unſchuld weſen. —

Ich traute dir, ich hoffte doch
Ein beſſer Schickſal zu verdienen.
Ich war ja, Lieber! dir ſo gut!
Ein Mädchen, das mit ihrem Blut
So gern bereit war, dir zu dienen;
Und fühllos konntſt du von mir gehn! —
Demophoon! ich war es werth,
Den Wunſch nach dir erfüllt zu ſehn,
Und wenn man dann, was man begehrt,
Doch nicht erhält — gewiß, das kränkt
Die makelloſe Seele mehr,
Als flatterhafter Leichtſinn denkt.

O Mann! bey Gott! es iſt nicht ſchwer,
Durch glatte, ſchmeichelvolle Lügen
Ein wehrlos Mädchen zu betrügen —
Doch wehe dem, der uns verführt,
Den nicht die fromme Einfalt rührt,
Der ſcherzen kann zum Zeitvertreib
Mit Unſchuld, unſerm Heiligthum!
Ich — eine Liebende — ein Weib —
Von dir verführt — iſt das dein Ruhm,
So ſetze man dir Ehrenſäulen
Dort unter den egidiſchen;
Dann wird ſich Theſeus dort verweilen,
Wird mitten unter ihnen ſtehn,
Wird leſen, was Prokruſtes that,
Wie Sinis, Minotaurus ſtritten,
Was überwundne Theben litten,
Wie Scyren einſt gefochten hat;
Und kommt er dann an ſeinen Sohn,
Den tapfern Held Demophoon,
So leſ' er dieſe Worte laut:
„Ein Mädchen — Phyllis — ſeine Braut —
„Die, als er an ihr Ufer kam,
„Ihn gaſtfrey in die Arme nahm,
„Hat ihre Unſchuld ihm vertraut.

„Sie liebt ihn noch, ſtatt ihn zu haſſen,
„Und er — zum Dank — hat ſie verlaſſen.“

Von allem dem, was Theſeus that,
Iſt nur in deinem Sinn geblieben
Das Mädchen, das er auch zu lieben
Nur vorgab, und verlaſſen hat. *)
Was er allein entſchuldgen möchte,
Nur das bewundert jezt ſein Sohn;
Doch wünſch' ich nicht, Demophoon,
Daß mich ein Gott, wie jene, rächte. **)

Die Thrazier verachten mich,
Daß ich dich Fremdling vorgezogen:
„Geh! übergieb dich Meereswogen!
„Flieh nach Athen! vermähle dich
„Mit ihm, dem ungetreuen Mann!
„Beherrſchen wird ein König dann
„Das kriegeriſche Thrazien;
„Und aus dem Ausgang wird man ſehn,
„Ob unſre Phyllis wohl gethan.“

*) Ariadne.

**) Bacchus heirathete Ariadnen.

So ſagen ſie. Doch wer will hier
Die That wohl nach dem Ausgang richten?
Demophoon kann alles dies zernichten,
O! käm' er nur zurück zu mir
Und wäre ganz — ganz wieder mein,
Dann ſollte Jeder Richter ſeyn.

Doch ach! dich reizt auch nicht die Krone,
Der Glanz von meiner Königsſtadt,
Das Mädchen, das auf einem Throne
Dein wartet; und, vom Streiten matt,
Wirſt du dich nach vollbrachten Thaten
Nie in biſton'ſchem Waſſer baden.

Noch ſeh' ich, wie du von mir gingſt,
Noch fühl' ich, wie mit tauſend Zähren
Du da an meinem Halſe hingſt,
Noch wähn' ich — ach! dich ſelbſt zu hören:
Du klagteſt, Falſcher! daß der Wind
So günſtig in die Segel blies,
Und als dein Schiff nun ſo geſchwind
Den Hafen Thraziens verließ,
Da riefſt du mir noch einmal nach:
„Ich halte, was ich dir verſprach!

„Geliebte! bald erwarte mich!“
Da ſteh’ ich nun, erwarte dich,
Dich, der mein Klagen nicht mehr hört,
Mich nicht mehr liebt, und der nun nimmer
Zurück auf dieſe Küſte kehrt —
Und doch erwart’ ich dich noch immer!
O, kehre wieder! kehre wieder,
Geliebter! noch iſt’s nicht zu ſpät!
Du warſt ja ſonſt ſo gut, ſo bieder —
Komm! ſieh, ein günſtiger Oſtwind weht.

Umſonſt, umſonſt ſind meine Bitten!
Noch hab’ ich nicht genug gelitten!
Vielleicht, daß eben jezt dein Arm
Sich um ein ander Mädchen windet,
So liebevoll, ſo feurig warm,
Als ſonſt um mich. — O! wer ergründet
Der Männer falſche Herzen je!
Sonſt warfſt du dich mit trunknem Sinn
So gern in meine Arme hin,
Schwurſt mir, berauſcht von ſanfter Liebe Freu-
den:
„Nur Tod, Geliebte, ſoll uns ſcheiden!“
Nicht Tod, nur eine ſtille See

Hat von dem Mädchen dich getrennt,
Das dein Gedanke kaum noch kennt.

Geliebter! ach, Demophoon!
Kennſt du noch, die in Sturmes Noth
Dir Thraziens Hafen gaſtfrey bot?
Die des erhabnen Theſeus Sohn
Gern alles gab, was ihr gehörte;
Die mächtig ſeine Schätze mehrte,
Lykurgens Reich ihm unterwarf,
Das eines Mannes Arm bedarf;
Die von dem kalten Rhodope
Bis an den ſchattenreichen Hämus
Geleitete des Fremdlings Fuß;
Die endlich — nun zu Ach und Weh,
Zu ewgem namenloſen Jammer —
Dich führte in die Hochzeitkammer?
Da kreiſchten um mich her die Eulen,
Tiſiphone begann zu heulen,
Alekto kam mit bleichen Wangen,
Um ihren Buſen wanden ſich
Mit Hohngeziſche kurze Schlangen,
Und Grabesfackeln ſchreckten mich.

Doch lieb' ich noch den Ungetreuen!
Des Meeres Ufer iſt mein Bette;
Da wohn' ich, ohne für der Kette
Der ſteilen Klippen mich zu ſcheuen;
Da blick' ich oft wohl Tage lang
Mit ſtarrem Aug' hinaus ins Meer,
Und wiegt ſich dann ein Schiff daher —
O Jüngling, wie wird mir ſo bang!
Ich laufe mit beklemmtem Sinn
Wohl auf, wohl ab am Ufer hin,
Und wähne plözlich die Geſtalten
Der Götter meines Reichs zu ſehn, *)
Bald will ich bleiben — wieder gehn —
Bald tauml' ich fort — bald bleib' ich ſtehn —
Mein Auge dämmert, und dann halten
Die Mädchen ihre Königin,
Mich, die verlaßne Thrazierin,
Die hoffnungsloſe Dulderin.

Am Strand des Meers iſt eine Bucht,
Dort hab' ich, ach! verzweiflungsvoll
Dir und dem Schickſal oft geflucht,

*) Die Götter des Landes wurden auf die Flaggen gemalt.

Dort wein' ich laut, und dort entquoll
Zuerſt der Vorſatz meinem Herzen,
Durch einen kühnen Sprung ſo leicht
Zu enden alle meine Schmerzen.
Dann trägt die Welle mich vielleicht
Hin an dein Ufer, wirſt die Laſt
Da an den Strand, und unbegraben,
Ein Raub der Tiger und der Raben
Wirſt du mich finden, o! und haſt
Du dann ein Herz, das noch empfindet,
So wirſt du meinen Tod beklagen,
Vielleicht mit einer Thräne ſagen:
„Daß ſo mein Auge hier dich findet,
„Verzerrt dein lächelndes Geſicht —
„Nein, Phyllis, nein! das wollt' ich nicht!“

Oft ſollte Dolch, oft Gift das Glück
Elyſiums mir Armen bringen,
Oft wollt' ich auch mit einem Strick
Von deinem Haar den Hals umſchlingen,
Weil er von ungetreuen Armen
Sich einſt umſchlingen ließ — und nun —
Beſchloſſen iſt es, ohn' Erbarmen!
Von meinem Elend auszuruhn,

Zu ärnten meines Kummers Lohn,
Zu ſterben! — — ach, Demophoon!
Hier unter dieſem Herzen liegt
Ein Kind von dir — ich wollt' es ſchonen —
Doch wer wird mir mein Dulden lohnen?
Oft hat mich die Natur beſiegt,
Doch nun — entflammt vom wilden Grimme
Veracht' ich ihre ſanfte Stimme.
Ich ſterbe, und mein Leichenſtein
Soll meiner Unſchuld Zeuge ſeyn.
O Jüngling! meine Wange röthet
Sich nicht aus Abſcheu für der That;
Der grauſam mich verlaſſen hat,
Demophoon hat mich getödtet!
Er iſt die Urſach', er allein!
Er führte mich zum ſchwarzen Rand
Des Grabes, ſtürzte mich hinein! —
Ich lieh ihm ja nur meine Hand.

Periander. *)

I.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenen Klageton der Flöte,
Der einſt das Grab des Lykophron umwehte!
Nimm weg den Myrtenkranz, der hier
Am Fuß der Leyer hängt, umhülle ſie mit Flohr,
Auf daß ſie ſchwirre langſam traurig,
Gleich jenem Schluchzen, das nur ſchwach und ſchaurig
Entbebt Korinthens Thor.

2.

Im weißen Schleyer und Gewand,
Mit einem himmelblauen Band

*) Dieſe Geſchichte iſt theils aus dem dritten Buche des Herodot, theils aus des Diogenes Laertius Leben des Perianders gezogen.

Durchwebt das ungeſchmückte Haar,
Umringt den Sarg der Mädchen Schaar;
Die Thräne fällt herab auf bleße Füße,
Vermiſcht ſich mit dem Staub,
Geweint um Lykophron, des frühen Todes Raub:
Die Wache folget ſtumm, geſenkt ſind ihre Spieſe.

3.

Wer iſt der Greis, der an der Spitze
Von jenem Haufen ſchweigend wankt,
Und deſſen Silberhaar die Stütze
Des jungen Knaben dort verlangt?
Der ſich umſonſt bemüht, die Thräne zu ver-
ſchlucken,
Die über ſeine Wange rinnt,
Der laut zu weinen nun beginnt,
Und dem die ſchwachen Nerven zucken?

4.

Ach! Periander iſts! er weint um Lykophron,
Den ſüßen hofnungsvollen Knaben,
Des Reiches Erben — ſeinen Sohn —
In namenloſen Schmerz vergraben,

Gelehnt auf einen weißen Stab,
Mit naſſem Blick folgt er der Baare;
Die Winde wehn durch ſeine grauen Haare,
Und er — er trocknet ſich die Thränen damit ab.

5.

Der Zug naht langſam feyerlich
Der Burg, Akrokorinth genannt,
Von deren Zinne ſich
Ein Theil von Griechenland,
Das ioniſche und das ägeiſche Meer
Dem Auge zeigte, aber leer
War für das traurende Volk die Welt,
Es ſah die Baare nur und den verblichnen Held.

6.

Hier goß der Greis auf ſeines Sohnes Leiche,
Vermiſcht mit Thränen, Honig, Milch und Wein,
Und tiefe Stille herrſchte allgemein.
Drauf zündet' er das duftende Geſträuche
Des Scheiterhaufens an,
Und ſüßer Wohlgeruch des Weihrauchs und der Oele

Stieg in die Wolken. — Mit in Schmerz ver-
ſunkner Seele
Sah Periander ſtarr die Flamme an.

7.

Doch eine Thräne, ach! ſo glühend
Als jene Flamme, nezt ſein Silberhaar.
In wenig Augenblicken war
Der Jüngling, kraftvoll, ſchön und blühend,
Des Scheiterhaufens Beute,
Ein Klumpen Aſche, die, halb abgewandt,
Der gute Greis mit zitternder Hand
In eine goldne Urne ſtreute.

8.

Er nimmt den Deckel in die Linke,
Sieht auf die Aſche ſtarr hinab;
Und nun ſchließt er die Urne, giebt mit einem
Winke
Den ſchluchzenden Korinthern zu verſtehen,
Daß er mit ihnen ſprechen will,
Und alle, voll Erwartung, ſehen
Auf ihn, und rings umher wird Klag' und Schluch-
zen ſtill.

9.

„O ihr Korinther! meine Theuren!“
Sprach Periander: „ach! dies arme Herz
„Durchtobt ein namenloſer Schmerz.
„Der Tag, den heute wir mit ſtillem Pompe
„feiren,
„Iſt Gottes Rache auf mein Haupt!
„Und o! wer hätte je geglaubt,
„Daß ich das Diadem zurück euch geben würde!
„Nehmt es zurück; es iſt mir eine Bürde!

10.

„Ich bin es, der die Freyheit euch entriß!
„Ich bin geſtraft — ich habe keinen Sohn
„Und keinen Erben mehr! auch Lykophron,
„Der Freud' im Alter mir verhieß,
„Er iſt dahin! — Dank für die Thräne,
„Die in dem Auge meiner Bürger ſchwimmt!
„Dank für das dumpfe Klaggetöne,
„In das an ſeinem Grab' ihr eure Flöten ſtimmt!

11.

„Nehmt eure Freyheit, eure Rechte,
„Nehmt ſie zurück, ich bin kein König mehr!

„Von Perianders einſt erhabenem Geſchlechte
„Iſt jede Spur vertilgt, Korinthens Thron iſt
„leer!
„Ihr ſeyd mir alle gleich, ſeyd alle meine Brü-
„der,
„Lebt wohl! wir ſehen nie uns wieder!“
So ſprach er, ſchnitt das weiße Haar ſich ab
Und ſtieg zu Lykophron ins Grab.

12.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenen Klageton der Flöte,
Der hier das Grab des Lykophron umwehte!
Komm, wiſch die Thräne weg! und nun erzähle
mir
Von Perianders erſter Morgenröthe
Bis zu dem Tag, wo ſchauervoll
Aus des Palaſtes Thoren die Trompete
Dreymal gedämpft erſcholl.

13.

Gemartert von Gewiſſensbiſſen
Sprach auf dem Sterbebett an ſeines Grabes
Rand

Der Vater zu dem Sohn, der an des Hauptes
Küſſen
Mit thränenvollen Augen ſtand:
„Komm, Periander! gieb mir deine Hand,
„Und lerne, daß auch Fürſten ſterben müſſen!
„Was hilft mir nun dies weite Land?
„Dies Volk, dem ich die Freyheit einſt entriſſen?

14.

„Ha! zittert all' ihr Böſewichter,
„Wenn ihr der lezten Stunde naht!
„Dann wälzet euch, wie ich, auf eurer Lager-
„ſtatt,
„Und bebt vor dem gerechten Richter!
„Ach! jedes Gute, das man hier begangen hat,
„Erleichtert unſern Tod, macht unſre Stirne
„lichter;
„Und jede ungerechte That
„Malt einen trüben Zug in unſere Geſichter.

15.

„O Periander! o mein Sohn!
„Der Todesengel deckt mit ſchrecklichem Gefieder
„Mein brechend Auge ſchon;

„Drum höre mich! gieb Du Korinth die Freyheit
„wieder!
„Froh ſieht dein Vater dann von dem Olymp
„hernieder,
„Und ſüße Ruh wird dir zum Lohn!
„Die Menſchen ſind ja alle unſre Brüder,
„Geformt aus einem Thon.“

16.

Er ſtarb und gab dem Sohn den beſten Se-
gen,
So fern er thät, was er ſich ſterbend noch be-
dung;
Doch Periander war zu jung,
Die güldne Lehre zu erwägen.
Von ſeiner Hoheit Glanz berauſcht,
Vom Heer der Schmeichler rings umgeben,
Das nach dem kleinſten Winke lauſcht,
Verfließt dem jungen Held ein Theil von ſeinem
Leben.

17.

Und kein Gedank' an jenen bittern Tod
Erfüllt des Jünglings Bruſt mit Schrecken,

Und keine Klage, keine Noth
Des Volks, vermag ihn zu erwecken
Aus ſeinem Taumel. Gleich der Spur,
Gedrückt in Sand von eines Löwen Fuß,
Verſchwemmt von einem Regenguß,
Vergaß der Prinz den feyerlichen Schwur.

18.

Mit Tigergrimm, doch ſtets umſonſt, verſuchten
Sich ſeine Völker zu befreyn:
Vergebens war's, daß allgemein
Ihm ſeine Unterthanen fluchten.
Verſchanzt von einer Burg, geſchützt von ſeiner Wache,
Zerſtreut er leicht wehrloſer Bürger Chor,
Und nur im Stillen drang empor
Zu Gottes Thron ein heiß Gebet um Rache.

19.

Allein umſonſt! nur frohe Tage gatten
Sich wolkenfrey:
Gelagert in Fortunens Schatten
Hört Periander nicht der Leidenden Geſchrey.

Gewöhnt an hartes Joch, gewöhnt an ſtillen Gram,
Ward nach und nach der Bürger Unmuth zahm,
Und unvergällte Freuden weben
Sich wonniglich in Perianders Leben.

20.

Meliſſe, ſchön wie Frühlingsroſen,
Und Erbin von Arkadien,
Ward zu des Prinzen Mitgenoſſen
Von ſeinem Reiche auserſehn,
Und mancher Tag und manches Jahr verfloſſen
Ihm unter Scherzen, Tändeln, Koſen,
Und Lieb' um Liebe ſchuf ein Meer
Von Freud' und Wonne um ihn her.

21.

Ein Sohn, der Mutter Ebenbild,
Gleich einem Strahl, der roſig mild
Beym erſten Auferſtehn Auroren
Aus einer Purpurwolk' entquillt,
Ward von Meliſſen ihm geboren,
Zum Erben ſeines Reichs erkohren,
Und kein Talent ging ungenuzt verloren,
Das Lykophron des Vaters Aug' enthüllt.

22.

Doch dieſe frohe Zeit entflog,
Und Periandern ruft nun Krieg und Schlachtge-
tümmel;
Im rauſchenden Getös, im lärmenden Gewimmel
Der Trommeln und der Fahnen, zog
Er aus der Burg und hinterließ
Ein liebend Weib, das ſtille Thränen weinte,
Und Glück' und Sieg ihm über ſeine Feinde
Durch Opfer und Gebet verhieß.

23.

Und Periander ſieht, wie ſchnell vor ſeinen Waffen
Das Volk der Corcyreer weicht;
Doch wenn die Löwen einmal ſchlafen,
Dann wird's den kleinern Thieren leicht,
Sich von dem Joche zu befreyen,
Das Macht und Stärke ſich erbaut. —
Nur wenig einzelnen Getreuen
War Perianders Reich vertraut.

24.

Auch dieſe fielen — Aufruhr gährte
In wenig Tagen durch das Land,

Korinth empörte ſich, man fand
Im ganzen Reich nur ſchwachen Widerſtand,
Und jeder Unterthan griff muthig nach dem
Schwerte,
Weil jeder den Gedanken nährte,
Entjochet ſey das Vaterland,
Eh Periander noch ſiegreich zurücke kehrte.

25.

Meliſſe — gleich dem ſchwankenden Geſträuche,
Des Wetters und der Winde Spiel,
Sobald die hocherhabne Eiche,
An deren Fuß es blühte, fiel —
Meliſſe floh beym ſchrecklichen Gewühl,
Das, Wetterwolken gleich, ſich fürchterlich und
ſchwül
Zuſammenzog, mit ihrem Sohne
Zurück zur Burg, der Stütze von Korinthens
Throne.

26.

Allein noch war ſie nicht dem Grimm des Volks
entflohen;
Rings um die Mauern ſteht zahlloſer Buben Heer,

Die, Wellen gleich im aufgethürmten Meer,
Die Veſte zu beſtürmen drohen.
Der noch Getreuen waren wenig,
Aufruhr, Verrätherey umgab
Sie überall; ſie ſendet ſtracks hinab
Zu Prokles, Epidaurens König.

27.

Bisher war Prokles ſtets ein treuer Bundsgenoſſe,
Als Periander noch im Schooſe
Des Glücks ſein Leben hingeträumt;
Doch bey Meliſſens Bothſchaft keimt
Schnell der Gedanke, ſich zum Herren
Des Reichs zu machen, und zum Lohn
Der Freundſchaft, ſeines Freundes Sohn
In einen finſtern Thurm zu ſperren.

28.

Er ſammelt ſtracks ein Heer, beſiegt
Mit leichter Müh' all die Verzagten,
Die freventlich ſich zu empören wagten.
Meliſſ', in ſüßen Wahn gewiegt,

Er komm' als Freund, eilt hin, ihn zu empfangen;
Ein friſchres Roth malt ihre Wangen,
Und frölich öffnet ſie das Thor
Dem, der Korinthens Thron oft ſeine Treue
ſchwor.

29.

Doch Prokles nimmt mit Hohngelächter
Die Burg als Sieger in Beſitz.
Meliſſe tobt umſonſt! kein rächeriſcher Blitz
Trifft ſeines Schwures frevelnden Verächter;
Sein ungezähmter Stolz erwacht,
Er hofft ganz Griechenland nun bald zu unter-
jochen,
Und unvertheidigt, ungerochen,
Sieht ſich die Königin in eines Räubers Macht.

30.

Doch auch im Unglück bleibt ſie ſchön,
Schön wie die Roſe nach dem Regen,
Wenn Perlen noch in ihrem Schooße ſtehn.
Wer darf ihr nahn, wer darf ſie ſehn,
Und Liebe nicht in ſeinem Buſen hegen?
Auch Prokles fühlts. Ha! wilde Triebe regen

Sich ſchnell in ſeiner Bruſt, und eine Königin
Heiſcht der Tyrann als Buhlerin.

31.

Allein Verachtung war ſein Lohn.
Ein edler Stolz entblickt Meliſſen,
Verachtend ſieht ſie ihn zu ihren Füßen,
Verachtend höret ſie ſein Drohn,
Verſchmähet den geraubten Thron,
Und Prokles, unbekannt mit ſo viel Hinderniſſen,
Schwört ihr beym Jupiter, ſie ſolle theuer büßen
Den Frevel! ſie und Lykophron.

32.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenes Klagen, jenes Wimmern,
Das dort aus halbverfallnen Trümmern
In meine Ohren tönt. Meliſſe, wehe dir!
Vergebens ruft ſie laut: „Was that dies arme
„Kind?
„Warum ſoll Lykophron die Schuld der Mutter
„büßen?
„Iſts nicht genug, daß du Korinth
„Und ſeinen Thron dem Freund entriſſen?“

33.

Umſonſt! Der Mutter Flehn um Gnade
Für Lykophron rührt nicht des Laſterhaften Ohr.
Ein feſter Thurm hebt am Geſtade
Des Meeres ſtolz ſein Haupt empor;
Ein Kerker, nacht- und grauenvoll,
Von Wellen, von Moraſt und Gittern rings um-
geben,
Das war der Ort, wo Beider Leben
Auf ewig, ach! verjammert werden ſoll.

34.

Wo biſt du, Periander? Rette
Dein Weib, dein Kind und deinen Thron!
Umſonſt! die bluhmenreiche Kette
Der ſchönen Tage war entflohn;
Der trübe Tag der Rache kam,
Um jede Freude nun auf ewig zu verbannen,
Und Periander, ach! vernahm
Von einem Boten des Tyrannen:

35.

„Ich, Prokles, herrſche in Korinth!
„Dein Weib, dein Kind,

„Und deiner Väter Thron ſind mein!
„Doch ſoll es dir vergönnet ſeyn,
„Die Corcyreer, die nur ſchwach
„Noch gegen dich die Waffen führen,
„Wenn du ſie unterjochſt, in Frieden zu regieren.
„Begnüge dich mit dem, was Prokles dir ver-
„ſprach!“

36.

Dies war nicht alles Gift, was jenes Unge-
heuer,
Gleich einem allverzehr'nden Feuer,
In Perianders Buſen goß;
Der Bote ſetzt hinzu: wie theuer
Meliſſe ſeinem Herrn, wie groß
Die Liebe ſey, in deren Schoos
Er ſeit dem erſten Tag das ſchönſte Glück genoß;
Und ſo nagt er den Held, gleich des Prometheus
Geyer.

37.

Wie Menelaus dort, als die verwegne Rotte
Helenen zu entführen kam,
Mit Tigerwuth die Rache unternahm,

So ſchwur der Held, entflammt von Prokles
Spotte,
Bey jenem allgewaltgen Gotte,
Den Prokles einſt der Treue Zeugen nahm,
Zu rächen ſeinen Königsſtamm;
Er ſchwur's und rüſtet eine Flotte.

38.

Schon naht er ſich Korinth, dem Sitze ſeiner
Väter,
Das unbewehrt, unvorbereitet ſcheint;
Ihm kocht das Blut, zu morden den Verräther,
Zu morden — auch ſein Weib, das treulos er
vermeynt.
Meliſſe ſchaut herab vom Thurm,
Sieht ihres Perianders Flaggen,
Sieht ſeine Ruder, die behend die Wellen ſchla-
gen,
Und dankt—und hofft— doch, ach! ein Sturm

39.

Beginnt zu brauſen, wälzt aus Norden
Sich fürchterlich hervor und untergräbt das
Meer;

Die leichten Wolken fliehn, gleich ſanfter Tauben
Heer
Die von dem Habicht ſchnell verſcheuchet worden;
Der Horizont wird ſchwarz, zahlloſe Blitze ziſchen
Herab, und leuchten ſchrecklich nur,
Und Klaggeſchrey und banges Winſeln miſchen
Sich in die tobende Natur.

40.

Meliſſe kniet und betet für die Schaaren
Und faltet heulend ihre Hand.
Der Sturmwind pfeift durch ihr Gewand
Und wirbelt in den langen Haaren,
Löſt wütend auf das Perlenband,
Mit dem ſie ſanft durchflochten waren,
Und ſucht der Thränen mehr aus ihren ſchönen
Augen,
Als ſchon ſie badeten, zu ſaugen.

41.

Doch ach! ſie ſieht, wie Sturm und Meer
Der Armen Schiffe hin und her
Bald zu den Wolken, bald tief in den Abgrund
ſchleudern,

Wie endlich nach und nach ſie ſcheitern,
Wie hier mit bangem Weh und Ach
Die Unglückſeligen, halblebend, nur noch ſchwach
Die Arme aus den Wellen ſtrecken,
Und Leichen überall die Fluten ſchrecklich decken.

42.

Nur Periander rettet ſich,
Ach! aufgeſpart zu tauſend neuen Qualen!
Sein Schiff, das feſteſte von allen,
Schwankt hin und her, bis nun der Sturmwind
ſchwieg;
Irrt, gleich dem Wandrer in der Wüſte,
Zwölf Tage an der öden Küſte
Von Afrika umher, und findet mühſam nur
Zurück nach dem verlaßnen Reich die Spur.

43.

Und in Corcyr vergräbt ſich bald
Des armen Perianders Seele
Tief in Melancholie; die ſchauervollſte Höle,
Der ſchroffſte Fels, der dickſte Wald,
War nun ſein liebſter Aufenthalt.
Nicht ſeines Reichs Verluſt, ihn martert die Geſtalt

Des Weibes, das er untreu glaubt,
Mehr als der Thron, den Prokles ihm geraubt.

44.

Meliſſe ſteht indeß ſo manchen langen Tag,
Gelehnt an ihres Fenſters Gitter,
Und klagt, daß ihr Geſchick ſo bitter,
Mehr als zu tragen ſie vermag;
Und manche ſchmerzerpreßte Zähre
Fällt heiß herab auf Lykophron:
„Gott!“ ruft ſie laut, „erfüll, was ich begehre!
„Gieb Tod für mich und meinen Sohn!

45.

„Sein armer Vater iſt dahin,
„Sein Reich iſt in des Räubers Händen,
„Der — ha! — durch mich, mich eine Königin!
„Verſucht des Freundes Bett zu ſchänden!
„O! ſende Tod von dieſen Wänden!
„Stürz ſie zuſammen, Zevs! Laß enden
„All dieſe namenloſe Qual,
„All dieſe Leiden ohne Zahl!“

46.

So, wie der Regen nach und nach
Durch lange wiederholtes Fallen,
Auch in den härteſten Metallen,
Sich eine Höhle gräbt; ſo brach
Meliſſens Wächter nach und nach
Das mitleidlangentwöhnte Herz,
Als er mit jedem neuen Tag
Erneuert ſah Meliſſens bittern Schmerz.

47.

Er bietet ihr die Hand zur Flucht,
Führt ſie hinab durch eine Menge
Verfallner unterirdſcher Gänge,
Die ſeit Jahrhunderten kein Sterblicher beſucht;
Er leitet, einem Engel gleich,
Durch rauhe oft verworrne Stege,
Durch heimliche verborgne Wege,
Sie glücklich aus Korinthens Reich.

48.

Zum zweytenmal ſah nun Meliſſe
Sich in der Schöpfung Gottes frey,
Zum zweytenmal betraten ihre Füße

Die ſchöne Erde; alles neu
War um ſie her; der Bäume blühnde Zacken,
Der Wieſenblumen ſüßer Duft,
War ihr ein Paradies, ſie athmet freye Luft,
Und ſchwingt entzückt den Arm um ihres Sohnes
Nacken.

49.

So ſchafft durch edlen Sinn der Menſch oft
aus Betrübten
Den frohſten Haufen um ſich her. —
Doch noch trennt das ägeeiſche Meer
Meliſſen von dem Vielgeliebten,
Um den ſie alles dies gewagt.
Kaum zähmt ſie noch das brennende Verlangen,
Um ſelbſt zu ſehn, was ihr der Wächter ſagt,
Daß Periander lebt, daß er dem Sturm entgan-
gen.

50.

Doch Prokles brütet unterdeſſen,
Durchtobt von gränzenloſer Wuth,
Der Rache ſchwärzeſte, er heiſcht Meliſſens Blut,
Will vom Gemahl ſelbſt ihren Tod erpreſſen.

Er ſendet ſchleunig einen Boten
Hin in der Corcyreer Land,
Der Periandern noch mehr ähnlich einem Todten,
Verſenkt in tiefe Schwermuth, fand.

51.

Er warnt ihn heimlich für Meliſſen,
Läßt aus verſtellter Treu ihn wiſſen,
Sie ſey vom Prokles abgeſchickt,
Ihn erſt mit tauſend wonniglichen Küſſen,
Mit Lieb' und Freude zu begrüſſen,
Und dann, wenn er die ſüße Frucht gepflückt,
Ihm Gift zu geben. — Ha! der Höllen Anſchlag glückt,
Und Periander wird ins feine Netz verſtrickt.

52.

Meliſſe hatte nun nach manchen bangen Stunden
Ein längſt erwünſchtes Schiff gefunden,
Und hatte, unbewußt, welch Gift
Man ihr bereitet, froh ſich eingeſchifft,
Gefahren muthig überwunden,
Und hofft, daß nun aufs neu verbunden

Mit dem Gemahl, den ſie ſo zärtlich liebt,
Der Himmel ihr das Leben wiedergiebt.

53.

Sie landet in Corcyr an ihres Sohnes Hand,
Begleitet von dem muthigen Gefährten,
Den Beid' als ihren Retter ehrten.
Wollüſtge Angſt ergriff ſie an dem Strand,
So nach dem Gatten! — Ha! was da ihr Herz empfand!
Sie athmet ſeine Luft, betritt ſein eignes Land.
O! wer vermag ſie zu beſchreiben,
All die Empfindungen, die dann das Herz betäuben!

54.

Oft, wenn Melancholie ihm tief im Innern wühlte,
Verließ der König den Palaſt,
Wo er allein nur Qualen fühlte,
Und eilte ſonder Ruh noch Raſt
In einen dicken Hain, der düſter, wie ein Grab,
Der finſtern Schwermuth Nahrung gab.
Hier war es, wo Meliſſ' entzückt
Den lang verlorenen Gemahl von fern erblickt.

55.

Sie eilt, mit brennendem Verlangen
Und offnen Armen ihn voll Liebe zu empfangen;
Er ſieht ſie — ſtuzt — und ſchnell erwacht,
Was jener Bote ihm geſagt.
Sie fliegt an ſeinen Hals, liebkoſt ihn, unbewußt
Des nahen Todes, er entblößt
Mit grimmer Wuth den Dolch, und ſtößt
Ihn tief in ihre treue Bruſt.

56.

Sie ſinkt — gleich der geknickten Roſe,
Und färbt mit ihrem Blut den Raſen um ſich her.
Ach! Periander traf mit dieſem Stoße
Ein Herz, in welchem nimmermehr
Der kleinſte Hauch der Falſchheit wohnte:
„O, mein Gemahl! was hab' ich dir gethan,
„Daß ſo dein Arm die treue Gattin lohnte!
„Und welch' ein fürchterlicher Wahn — —“

57.

Hier hemmt der Tod die Zung', auf immer
Schließt nun Meliſſ' ihr Auge zu,
Und ewge, lang erharrte Ruh

Wird dort ihr Lohn. Mit ängſtlichem Gewimmer
Wirft Lykophron ſich auf den Leichnam hin:
„O! meine Mutter! weh! ich bin
„Sein Sohn, ich darf dein Blut nicht rächen,
„Darf das Geſetz, das die Natur mir gab, nicht
„brechen.

58.

„Doch ewig fliehen will ich ihn!
„Den Wütrich, der das beſte Weib, Meliſſen,
„Die engelgleiche Dulderin,
„Die treuſte Mutter mir entriſſen!“
Er ſprachs und barg mit ſchnellen Schritten,
Dem ſcheuen Rehe gleich, ſich in den dunkeln
Hain,
Und floh die Welt, und ſchloß ſich mitten
Im Haufen wilder Thiere ein.

59.

Und noch vom treuen Blute triefend,
Steht Periander da, ſich in ſich ſelbſt vertiefend,
Und unbewußt, was er gethan,
Freut noch der grauſen That ſich der betrogne
Mann:

Allein Meliſſens tapferer Gefährte
Erzählt ihm ſeiner Gattin Treu,
Und welche Leiden ſie, mit jedem Morgen neu,
Zwey Jahre lang im Buſen nährte,

60.

Wie weder Bitten, weder Drohen
Aus Prokles Mund ſie überwand,
Und wie ſie endlich nun an des Korinthers Hand
Der Wuth des Königes entflohen. — —
Mit ſtarrem Blick hört's Periander an,
Verzweiflung malt ſich im Geſichte,
Und plözlich ſieht er nun im ſchreckenvollſten Lichte
Die Laſterthat, die er zu raſch gethan.

61.

Er ſieht nun ganz den teufliſchen Betrug,
Und ſchnell beginnt er fürchterlich zu raſen:
„So treffe mich der Götter Fluch,
„Die mir den Leidenskelch zu voll, zu bitter maßen!
„Verſchlingt, ihr Tiger, mein Gebein!
„Zermalmt es knurrend mit den Zähnen!
„Und achtet nicht hülfloſes Schreyn,
„Wie ich nicht achtete Meliſſens ſanfte Thränen!“

62.

Er ſprachs, und ſtieß verzweiflungsvoll
Den Dolch ſich in die Bruſt, mit dem vorher Me-
liſſen,
Die blutend vor ihm lag, das Leben er entriſſen.
Ein dicker Strom von Blut entquoll
Der Wunde, ſeine Bruſt war offen,
Der Durſt nach Blut, nach ſeinem Blut, gekühlt;
Allein der Unglückſelge fühlt,
Daß er noch nicht das Herz getroffen.

63.

Er hebt den Arm zum zweytenmal,
Um jenen mörderiſchen Stahl
Gewiſſer als vorher zu lenken,
Und tief ins Herz ihn zu verſenken;
Doch der getreue Held verhinderte den Stoß,
Sucht nach und nach die Raſerey zu ſtillen,
Ruft Hülf' herbey, und ſchleppt ihn wider Willen
Vom Schreckensort zurück aufs Schloß.

64.

Mit wildem Grimme ruft der Held:
„Ihr martert mich! verlaßt mich! ach! vergebens

„Nur friſtet ihr den Faden meines Lebens!
„Für mich iſt keine Ruh auf dieſer Welt!
„Für mich nun keine frohe Stunde!
„Vollendet ſey der bange Lebenslauf!“
Er ſprichts und reißt die kaum verharſchte Wunde
Mit beiden Händen plözlich auf.

65.

Es ſtrömt ſein Blut. Entkräftet nun, verſtattet
Er wider Willen den Verband
Von des Korinthers treuer Hand.
Zwey bange Nächte liegt er ſinnlos, abgemattet,
Bis endlich Schlaf ihn überſchattet,
Und ſeine Seele ſich mit dem Gedanken gattet,
Zu rächen die verübte Schmach
An dem Verräther tauſendfach.

66.

Der Durſt nach Rach' erhielt ſein Leben.
Er wird, doch langſam nur, geheilt.
Von tapfern Helden rings umgeben,
Verſtärket durch ein Heer der Theben,
Verläßt er nun ſein Reich, und eilt

Ins Vaterland. — Korinthens Mauern beben!
Unvorbereitet kam der Schlag,
Und Prokles Widerſtand war ſchwach.

67.

Siegreich ſtürzt er Korinthens Mauren,
Und der Tyrann der Epidauren
Steht nun gefeſſelt vor ihm da.
Mit einem finſtern Blicke ſah
Ihn Periander grimmig an:
„Dich richte Gott! du Ungeheuer!
„Es räche dort ſein allverzehrend Feuer
„Die Thaten, die du hier gethan.

68.

„Hier iſt der Strafen größte klein
„Für dich, treuloſer Böſewicht!
„Doch ſterben ſollſt du! dein Geſicht
„Spricht Gift; ich muß die Welt von dir, Schen-
„ſal! befreyn.
„Dies ſey die erſte ſchönſte Gabe,
„Die ich den Göttern heut zum Opfer dargebracht.“
Er ſprach's, und ließ um Mitternacht
Ihn morden auf Meliſſens Grabe.

69.

Sein Durſt nach Rache war gekühlt.
Er trat nun ſiegreich auf die Trümmer
Von Prokles Thron; allein ein innrer Schmerz
durchwühlt
Des Unglückſelgen Bruſt noch immer,
Und er entſchließt ſich, ſeinem Sohne,
Des Lebens ſatt, Korinthens Krone
Zu überlaſſen, und allein
In einer Einſamkeit den Göttern ſich zu weihn.

70.

Er ſendet nach Corcyr, und wähnet ſorgenfrey,
Daß Lykophron beſänſtigt ſey,
Hält alles zu der Krönung fertig,
Des lang entbehrten Sohns gewärtig,
Läuft täglich an den Strand und ſpäht mit gier-
gem Blick
Ob noch das Schiff nicht bald zurück.
Unglücklicher! ach! endlich kam ein Sarg,
Der Lykophrons erſchlagnen Leichnam barg.

71.

Komm, Muſe! ſtimm herab die Leyer mir
In jenen Klageton der Flöte,

Der hier das Grab des Lykophron umwehte!
Nimm weg den Myrtenkranz, der hier
Am Fuß der Leyer hängt, umhülle ſie mit Flohr,
Auf daß ſie ſchwirre langſam traurig,
Gleich jenem Schluchzen, das nur ſchwach und ſchaurig
Entbebt Korinthens Thor.

72.

„So biſt auch du dahin, mein Sohn!
„Des Schwures frevelhaften Spötter
„Habt ihr geſtraft, gerechte Götter!
„All meine Lieben ſind entflohn,
„Hinauf in euer Heiligthum,
„Sind glücklich nun dort in Elyſium!“
Er ſprachs, ſchnitt ruhig ſich die weißen Haare ab
Und ſtieg zu Lykophron ins Grab.

73.

Nur zwey Getreue — ihm zu dienen —
Begleiteten den Held, trotz ſeinem Widerſtand.
Um Mitternacht befahl er ihnen,
Zu wandeln an des Meeres Strand,
Zu morden da — die Götter zu verſühnen —

Den erſten, der, vom Jupiter geſandt —
Er ſey bekannt, ſey unbekannt —
Sich einſam auf dem Wege fand.

74.

Sie folgen eilig ſeinen Worten,
Sie wandeln an des Meeres Strand,
Und ach! er ſelbſt ließ da ſich morden
Von ſeiner treuen Sklaven Hand.
Der Mond verbirgt die blaſſen Strahlen,
Nur ſchwacher Sternenſchimmer ſcheint.
So endeten ſich alle ſeine Qualen,
Und Periander ſtarb, von ſeinem Volk beweint.

Edwin und Athelſtan.

Aus Meißners bekannten Skizzen. *)

O Freundſchaft! feſtes Band der gleichgeſtimm-
ten Seelen!
Wer wird dich, Göttin, nicht zu unſern Freuden
zählen?
Gleichſt zwar der Liebe nicht, biſt nicht blos Lei-
denſchaft,
Doch giebſt du uns ſo oft zu edlen Thaten Kraft.
Gebaut auf Männerſinn, ſchaffſt du die trüben
Stunden
(Mit unſerm Daſeyn ſchon vom Schickſal feſt ver-
bunden)

*) Da ich das Buch nicht bey der Hand hatte, als ich die Geſchichte in Verſe übertrug, ſo wird man mir verzeihen, wenn ich in Namen oder einzelnen Stellen von jenem mir verehrungswerthen Verfaſſer abweiche.

Zu ſanften Schmerzen um, und beutſt uns gern
die Hand,
Wenn Kummer ſchwermuthsvoll den Weg zur
Seele fand.

Edwin und Athelſtan, zwey junge biedre
Britten,
Gleich edel von Geburt, gleich gut von Herz und
Sitten,
Empfanden ſehnſuchtsvoll der Freundſchaft Allge-
walt,
Sie ſuchten Beide ſich und fanden ſich gar bald.
Noch jung durchſcherzten ſie ſchon manches frohes
Jahr;
Nie war Edwinen wohl, wo Athelſtan nicht war,
Und Athelſtan betrübt, war ihm ein Tag ver-
floſſen,
An dem er Freuden zwar, doch ohn' Edwin, ge-
noſſen.

Bald wuchſen ſie heran, der Jüngling ward
zum Mann;
Da wählt voll Ruhmbegier der ſtolze Athelſtan
Sich König Edgars Hof, den Tummelplatz der
Ehre.

In London, wähnt er oft, ſey eine neue Welt,
Und da die Laufbahn nur für Philoſoph und Held.
Zu glänzend, denkt Edwin, iſt mir des Hofes Sphäre;
Genug, wenn innre Ruh und Selbſtzufriedenheit
Auf meinem Landgut mir den Weg zum Glücke beut.

So trennten Beide ſich. Ein warmer Abſchiedskuß,
Ein kummervoller Blick, ein heiſſer Thränenguß,
Ein Wunſch nach Wiederſehn, der lezte Druck der Hand,
Das lezte Lebewohl, und Athelſtan verſchwand.

Wenn Sturm durch Wellen tobt, ein Schiff am Felſen ſcheitert,
Die See zwey Reiſende ans wüſte Ufer ſchleudert,
Ein düſtres Eyland, das noch nie ein Cook entdeckt,
Von Klippen rings umwebt, die oft mit innerm Grauen
Der Steuermann vermied, in Nebel ſtets verſteckt,

Und nun die Beiden ſich ein ſtilles Hüttchen bauen,
Nach Müh und Arbeit nicht, nach ſchlechter Koſt
nicht fragen,
Durch Freundſchaft ſtark gemacht, ihr Leiden gern
ertragen;
Und plözlich kommt der Tod, zerreißt dies kleine
Glück,
Und läßt den Einen nur verzweiflungsvoll zurück:
So war dem Edwin jezt die ganze Schöpfung
leer. — —
Zurück, o Athelſtan! — umſonſt! er hört nicht
mehr.
Ihn feſſelt Londons Prunk, der gleißneriſche Tand
Des Hofs, und Athelſtan vergißt ſein Vaterland,
Vergißt den wärmſten Freund, die jugendlichen
Freuden,
Und läßt ſich zum Erſatz von Tauſenden beneiden.
Genug für ſeinen Stolz, daß Edgar, der ihn liebt,
Das Ruder Engellands in ſeine Hände giebt;
Genug für ſeinen Stolz, daß, wenn er gnädig
blickt,
Der Hof, die ganze Stadt ſich kriechend vor ihm
bückt,
Und täglich der Klient im Vorgemache lauert.

Indeß Edwin nun ſo in der Provinz verſauert,
Fügt ſich's, daß ein Geſchäft ihn ſchnell nach London treibt,
Und er bey Athelſtan auf ein paar Nächte bleibt.
An einem Sommertag, ſchön wie ihn Thomſon malt,
Führt Athelſtan, der gern mit Pracht und Hoheit prahlt,
Stolz lächelnd ſeinen Gaſt in einen prächtgen Garten,
Wo ſich Natur und Kunſt in allen Gängen paarten.
Vom Alterthum bemooſt, erhub ſich aus dem Schoos
Von einem Tannenwald ein halb verfallnes Schloß;
Und hier ein Marmorbad, umgeben mit Statüen;
Und dort ein Sommerhaus, wo fremde Bäume blühen;
Und Grotten im Gebüſch, Waldung, Einſiedeleyen,
Ein Haus voll Kakadoux und bunter Papagayen,
Voll Gondeln einen See, und türkiſche Moſcheen,
Kurz, alles, alles ſchien ein Zauberwerk der Feen.

Als nun Edwin das lobt', und ſchön und herr-
lich fand,
Da lächelt Athelſtan, drückt freundlich ihm die
Hand,
Und führt den lieben Gaſt zu einem Springbrunn
hin,
Der in den Wolken ganz ſich zu verlieren ſchien,
Und dann mit einemmal mit Plätſchern ſich ergoß,
Und voll Geräuſch zurück ins Marmorbecken
floß.
„Sieh an dies Werk der Kunſt! im ganzen Kö-
„nigreiche,“
Sprach Athelſtan, „o Freund! iſt keines, das
„ihm gleiche.“
„Und du,“ verſezt Edwin, „kannſt das ſo ruhig
„ſehn?
„So unbefangen da am Rand des Brunnens
„ſtehn?
„Fühlſt nicht, daß dir dein Herz im Buſen ſchnel-
„ler ſchlägt?
„Biſt nicht beym Anblick bis ins Innerſte be-
„wegt?
„Denkſt nichts dabey?“ — „Und was?“ — „Wie,
„Freund! du fragſt mich noch?

„Wer hoch ſteigt, Athelſtan, gewiß, der fällt
„auch hoch!“

Das traf den ſtolzen Mann, erſchüttert ihn
mit Macht;
Er fühlt die Wahrheit deß, was Edwin ihm ge-
ſagt;
Er ſieht, wie Dionys, ein Schwert an einem
Haar,
Das ſeiner Scheitel jezt vielleicht ſchon nahe war;
Er zittert — ſieht Edwin — in ihm das Glück
des Weiſen,
Und doch, doch wagt er's nicht, ſich muthig los-
zureißen;
Ihn feſſelt nur der Stolz, des Königs Freund zu
ſeyn,
Er ſchaudert vor Gefahr, und ſtürzt ſich doch hin-
ein.

Edwin, betrübt, daß nichts den Jüngling
retten kann,
Verläßt die Reſidenz und ſeinen Athelſtan,
Kehrt in ſich ſelbſt vertieft in die Provinz zurück,
Und ahndet kummervoll des Freundes Mißgeſchick.

Ach! nicht umſonſt; denn kaum verſtreichen
wenig Tage,
So ging im Lande ſchon die allgemeine Sage,
Der Liebling Edgars ſey geſtürzt, vom Hof ver-
bannt,
Und habe troſtlos ſich nach Schottland hinge-
wandt;
Und, ach! nur zu gewiß war, was der Ruf ver-
ſtreute;
Er wurd' ein Raub des Neids und der Kabale
Beute.
Man ſpann den feinſten Plan, nahm Bosheit,
Trug und Liſt
Zu Hülfe, alles was den Höfen eigen iſt,
Und kurz! der Edle fiel, und Spott und bittrer
Hohn
War ſeiner Biedertreu und ſeines Eifers Lohn.

Beſtürzt, verzweiflungsvoll entfloh jetzt Athel-
ſtan
Der Hauptſtadt, und kam bald auf Schottlands
Gränzen an.
Hier wurd' in Wüſteney'n ein Hüttchen ihm er-
baut,

Das war nun ſein Palaſt, ſein Garten Haide-
kraut,
Sein Bette Moos und Stroh, und ſtatt der
Papagayen
Hört er um Mitternacht ums Haus die Eulen
ſchreyen.
Bald wurd' er menſchenſcheu, verſchloß ſich allen
Freuden
Und überließ ſich ganz dem fürchterlichſten Leiden.

Dies alles hört Edwin, der edelmüth'ge
Britte,
Sein weichgeſchaffnes Herz beflügelt ſeine Schritte,
Er wirft ſich auf ein Schiff, eilt Schottlands Küſte
zu,
Und findet ſeinen Freund, der ſonder Raſt noch
Ruh
Oft ganze Nächte lang auf ſeinem harten Lager
Sein härteres Geſchick verflucht, und blaß und
hager
An einem Dornenſtab jezt vor die Thüre ſchleicht,
Und ſeine dürre Hand dem Gaſt entgegen reicht.
„O Gott! mein armer Freund! biſt du es Athel-
„ſtan?

„Du weinſt um Hofes Prunk? Komm, Lieber!
„ſey ein Mann!
„Vergiß die Tändeleyn, und denk, es war ein
„Traum,“
So ſprach Edwin. Allein umſonſt! er hört ihn
kaum;
Ein hämiſch Lächeln und ein wilder ſtarrer Blick
Sind ſeine Antwort. Doch Edwin, den ſein Ge=
ſchick
Aufs ſtärkſte rührt, hofft noch, für Freuden die=
ſes Lebens
Empfänglich ſeine Bruſt zu machen; doch verge=
bens
War lange Zeit die Müh, der Eifer, den er zeigte,
Bis ihm ein Ungefähr zum Glück die Hände reichte.

Der Zufall führt ſie einſt an einen Waſſerfall:
Sie ſtanden lange da, und ſtaunten ob dem
Schall,
Mit dem das Waſſer ſich am ſchroffen Felſen
brach,
Und alles mit ſich riß, was ihm im Wege lag;
Und endlich ſprach Edwin: „Sieh an! dies iſt
„dein Bild!

„Sieh! wie vom Berg' herab das Waſſer ſich ſo
„wild
„Ins Thal ergießt, der Wind durch hohe Wogen
„ſauſt,
„Und dort der rauhe Strom am Fuß des Berges
„brauſt.
„Komm, laß uns weiter gehn! ſieh! hier ein
„wenig Schaum
„Von alle dem Getöſ'; noch ein paar Schritt',
„und kaum
„Erkennſt du noch den Strom, die ſtürmſche wil-
„de Welle,
„Die dort ins Thal ſich ſtürzt; hier fließt ſie klar
„und helle.
„O Athelſtan! o Freund! laß ganz dein Bild dies
„ſeyn!
„Wer heiter, ruhig iſt, dem ſind auch Wüſteneyn
„So lieb als ein Palaſt; der trozt der Leidenſchaft,
„Und lacht der Tändeleyn, die ihm der Hof ver-
ſchafft.“

Ein Wort zu rechter Zeit thut mehr als ganze
Reden.
Jezt fühlte Athelſtan, er fühlt' es mit Errethen,

Wie wenig männlich er im Unglück ſich bezeigt;
Die Thränen rollen ihm die Wang' herab, er
ſchweigt,
Wirft dann auf ſeinen Freund voll Dankes einen
Blick,
Und Ruh und Heiterkeit kehrt in ſein Herz zurück.

O Freundſchaft! feſtes Band der gleichge-
ſtimmten Seelen!
Wer wird dich, Göttin, nicht zu unſern Freuden
zählen?
Gleichſt zwar der Liebe nicht, biſt nicht blos Lei-
denſchaft;
Doch giebſt du uns ſo oft zu edlen Thaten Kraft.
Gebaut auf Männerſinn, ſchaffſt du die trüben
Stunden
(Mit unſerm Daſeyn ſchon vom Schickſal feſt ver-
bunden)
Zu ſanften Schmerzen um, und beutſt uns gern
die Hand,
Wenn Kummer ſchwermuthsvoll den Weg zur
Seele fand.

Die eherne Tafel,

oder

Geſchichte eines indianiſchen Genie's.

— — Wer ſich den Teufel zu verſchlucken
Entſchloſſen hat, darf ihn nicht lang begucken.
Wieland.

Erſtes Kapitel.

Tam-zy konnte das Glück unter ſeine Freunde zählen. Sein Mädchen war ſchön und liebte nur ihn. Sein Vermögen war mittelmäßig, aber hinreichend. Er war weit entfernt, eine glänzende Rolle in der Welt zu ſpielen, und eben deswegen lebte er ruhig. Seine Philoſophie erſtreckte ſich juſt ſo weit, die Natur ſchön zu finden. Ein ſchattichter Wald, eine Nachtigallenkehle, ein murmelnder Bach, ſchufen ihm Freuden, die keine Furcht verbitterte. Jeden Tag ſah er Ziſka, (ſo hieß ſeine Geliebte) und jeden Tag verlangt' er nach ihr, eh er ſie noch ſah. Beide ſuchten ſich

gern und verließen ſich ungern. „Liebes Mädchen,“ ſagte Tam-zy, „du allein füllſt meine „ganze Seele aus. Kein Kummer für mich, wo „du biſt; kein Vergnügen, wo du nicht biſt; kein „Verlangen, das nicht durch dich entſtand. Reichthum und Größe habt ihr mir verſagt, gute „Götter! aber erhaltet mir Ziſka, und alle meine „Wünſche ſind erfüllt.“ „Und mir Tam-zy!“ erwiederte Ziſka; „ſeine Liebe ſoll mir genug ſeyn, „wenn ich auch unbekannt von der ganzen Welt „vergeſſen werde.“

Ziſka war aufrichtig, und Tam-zy glaubte es zu ſeyn; aber plözlich fand er keinen Geſchmack mehr an den einfachen Freuden ſeines Lebens. Die Einſamkeit ſchien ihm traurig, der Vogelgeſang langweilig, der Schatten der Wälder weinerlich, und — was am ſchlimmſten war — die Liebkoſungen der Ziſka unerträglich.

Ihm kam dieſer Ueberdruß ſelbſt wunderbar vor, und er verſuchte ſein Daſeyn wieder aufzufriſchen. Ehrſucht ſchien ihm dazu am ſchicklichſten. Der tiefe Friede, in dem ganz Indien ſchlummerte, benahm ihm die Ausſicht, ſich durch die Waffen zu heben. Er ward alſo Poet, und

glaubte ſich glücklich, weil er immer mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden war. Er uberſchwemmte die periodiſchen Schriften mit ſeinen Produkten, und war überzeugt, daß ſeine Ehre mit jedem Monate höher ſteige. Voll von dieſem Gedanken reiſte er in die Hauptſtadt, wo er ſeinen Namen in jedem Munde zu finden hoffte. Im Thor ward er durch den Viſitator angehalten. „Führen der Herr keine Kontreband?“ frug er unſern Poeten.

Tam-zy. Nein.

Viſitator. Aber was zum Teufel enthält Ihr ſchwerfalliger Koffer?

Tam-zy. Gedichte.

Viſitator. Gedichte? was iſt das?

Tam-zy. Das ſind die Produkte eines Poeten.

Viſitator. Was bedient ein Poet?

Tam-zy. Die Götter auf dem Parnaß. Ein Poet iſt ein Wunderthier, welches den Reim mit der Vernunft zu vereinigen ſucht.

Viſitator. Die Entrepriſe ſcheint beträchtlich genug. Vermuthlich iſts eine geſchloſſene Geſellſchaft. Wie viel ſind deren?

Tam-zy. Ihre Zahl iſt Legion.

Viſitator. Und trägts viel ein?

Tam=zy. Die Ehre: weiter nicht viel. Es müßte denn das Projekt durchgehn, das unlängſt ein ſpekulativer Kopf zu Seſuad erfand.

„So, ſo,“ nickte der Viſitator und ging.

Tam=zy erkundigte ſich nach der Wohnung eines gewiſſen Gelehrten. „Wir kennen ihn nicht,“ war die Antwort; und die Antwort war wahr, denn er verwaltete kein öffentliches Amt.

Tam=zy ſeufzte, wie Homer, über die Unwiſſenheit ſeiner Zeitgenoſſen, ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen und nahm ſich vor, troß deſſen ein Poet zu bleiben. Er miethete ein Zimmer, das er ſo ſehr als möglich in Unordnung erhielt. Er affektirte Zerſtreuung. Er ſchnitt ſich die Haare ab, und trug einen Dornenſtock. Er ſprach oft mit ſich ſelbſt und wenig mit Andern. Wie ſehr wunderte er ſich, daß man dem allen ungeachtet ſich nicht um ihn bekümmerte! Tam=zy änderte ſeinen Plan. Er lief in die Schauſpiele, pfiff die neuen Stücke aus, ſpann Kabälen, kannegieſirte auf den Kaffeehäuſern, machte den Weibern einen böſen Leumund, und hatte die Männer zum Beſten. Seine Feinde mehrten ſich, und in der Hofnung,

Aufſehen zu machen, ſah er ſich abermals betrogen. Kaum wurde ſein Name von ein paar müſſigen Windbeuteln genannt, und alles übrige blieb in Vergeſſenheit.

Endlich kam er auf den Einfall, ein dramatiſcher Schriftſteller zu werden; das war das einzige Mittel, ſich ſchnell bekannt zu machen. Er ſchrieb ein Stück ohne Regel, kauderwelſchte die indianiſche Sprache, ließ ſeine Helden und Heldinnen in geſuchten Epigrammen reden, kurz, er that ſein möglichſtes, ein ſchlechtes Stück zu machen und Beyfall zu erhalten.

Seine Erwartung wurde für diesmal nicht betrogen. Die Schauſpieler waren erſt beym vierten Akt, und ſchon verlangte man den Autor zu wiſſen. Er erſchien ſtillſchweigend, wurde beklatſcht, und ging wieder, völlig überzeugt, daß er ein großer Mann ſey. Sein Ruf erhielt ſich einige Zeit, aber die kleine Zahl der Kenner entnebelte den großen Haufen: dieſer ſchämte ſich ſeines Enthuſiaſmus, und Tam-zy ſeiner Lorbeern.

Mitten in dieſem fatalen Zeitpunkte fand er im indianiſchen Merkur ein Lobgedicht auf ſich Ihm ſchien es herrlich, und das konnte nicht an-

ders ſeyn, ob es im Grunde gleich erbärmlich war. Es war das Produkt einer Schäferin, die ſehr gern in Verſen ſeufzte, und alle Monate dem nämlichen Boten, der meiſtens ſehr leicht zu tragen hatte, ihre Seufzer mit auf den Weg gab. Tam=zy, der ſchon angefangen hatte zu ſchweigen, wurde nun auf einmal wieder Poet und verliebt. Er antwortete, ſie blieb ihm nichts ſchuldig. Monatliches Entzücken, monatliche Trunkenheit. Tam=zy kann ſich nicht länger halten. Er muß den bewundernswürdigen Gegenſtand ſehen, und läuft, um ſie zu ſuchen, bis in das Herz von Indien.

Er findet endlich dieſe Schülerin der Euterpe, umgeben von einer zahlloſen Menge Poeten, die ſie alle in Schäfer verwandelt hatte. Ein jeder verglich ihre Geſtalt mit der der Galathee, und ihren Geiſt mit dem Geiſte der Sapho. Aber ſie wußte wohl, daß man noch viel zu wenig von ihr ſagte.

Amitis (dieſen Namen hatte ſie angenommen) war fünfundvierzig Sommer alt. Was ihren Augen an Größe abging, erſezte der Mund. Ihre Stirn war mehr als erhaben, die Backen

ein wenig eingefallen, die Naſe des Kaiſers der Patagonen würdig. Die Zähne hatten ſich verloren, doch erhielt der Mund durch einen angenehmen Schnurrbart eine eben ſo große Zierde. Faſt hätt' ich das Muttermaal vergeſſen, welches ihr die Natur künſtlich auf die eine Backe gezeichnet hatte, und welches in einer Gänſepfote beſtand. An dieſe verführeriſche Geſichtsbildung ſchloß ſich ein Wuchs, der es nicht minder war. Er hätte für ſchön gegolten, wenn ihm die Natur nicht alle Mittel dazu geraubt hätte. Von dem Buſen der Amitis läßt ſich nichts ſagen; nicht einmal traurige Ueberbleibſel waren davon zurückgeblieben. Ein langes Gewand verbarg den Fuß; aber ihr Gang, der den Enten abgelernt zu ſeyn ſchien, verrieth jedem Kenner, warum dies Gewand ſo lang war.

Der Sammelplatz dieſes Haufens war eine ſchöne Ebne, mit Gebüſch bewachſen, und von einem ziemlich tiefen Fluß durchſchnitten. Das war das Lieblingsplätzchen der Amitis, und hier fanden ſich die Poeten mit jedem Morgen ein, ihr den Hof zu machen. Hier ſah ſie auch Tam-zy zum erſtenmal. Er kündigte ſich durch Verſe an;

ein Zoll, den er der Schönheit der Amitis abgab. Als er ſie ſah, konnt' er nicht umhin, über die augenſcheinliche Lüge zu erröthen; aber er hatte lange auf dies Impromptu gedacht, und alſo durft' es nicht verloren gehn. Amitis ermangelte nicht, ihm in Verſen zu antworten, die ſo ſchmeichelhaft für ihn waren, daß ihre ganze Häßlichkeit in ſeinen Augen verſchwand, und er nichts mehr bedauerte, als ſie nicht mit der jugendlichen Hebe verglichen zu haben.

Sie dagegen nahm ſich vor, ihn von allen ſeinen Nebenbuhlern zu unterſcheiden; theils, weil er ihr hübſcher vorkam, theils, weil ſein Weihrauch zum erſtenmale auf ihrem Altare dampfte. Er ergriff mit Freuden die Schäfertaſche und den Hirtenſtab, und vergaß nicht, dieſe Begebenheit mit Verſen zu feyern. Jede Sylbe feſſelte die Amitis mehr an ihn, denn Tam-zy machte ſogar eine Idylle auf ihren Hund. Sie verabſäumte nichts, ihn fühlen zu laſſen, daß er der geliebte Schäfer ſey. Doch nicht lange! denn troz der Dichterin blieb ſie ein Frauenzimmer. Plözlich wurde ſie mürriſch und eigenſinnig. Tam-zy wagt' es, ſeine Verwunderung zu zeigen, und ſie

begegnete ihm mit Verachtung; er wollte ſich beklagen, und ſie verbannte ihn auf ewig aus ihren Augen.

Er entfernte ſich ſeufzend und wimmerte ſein Leid den Felſen. Reiſſende Ströme von Verſen ſtürzten aus ſeiner Feder, und ſanfte Bäche von Thränen rieſelten aus ſeinen Augen. In dieſem Augenblicke erinnerte er ſich, daß Ziſka ihn nie ſolche Thränen hatte vergießen laſſen, und dieſe Rückerinnerung rührte ihn lebhaft. So oft er Amitis wieder ſah, hofft' er ſie beſänftigt zu finden und betrog ſich. Ihr Zorn ſchien ſich zu mehren. Sie begegnete ihm als einem fühlloſen Schäfer.

Einſt ſaß ſie am Ufer des obenerwähnten Fluſſes und hatte ſich an eine Weide gelehnt. Tam-zy warf die Augen von ungefähr auf einige Zeilen die ſie eben geſchrieben hatte:

Mein Schäfer ſingt mir ſeinen Schmerz vor
Und klagt — doch traun! er iſt ein Erzthor.
Ich geh' der Liebe Bund vielleicht ein,
Sobald ich werde überzeugt ſeyn,
Daß er allein um meinen Kuß ſingt
Und zum Beweis in dieſen Fluß ſpringt.

Eine ſonderbare Zumuthung, dachte Tam-zy, und las dieſe ſechs Zeilen wohl noch ſechsmal durch. Amitis ſchien jeden Augenblick zu erwarten, daß er ſich hineinſtürzen werde. Tam-zy ſah ſie ſtarr an, und rief:

Entreißt der Fluß mir dieſes ſüße Leben,
Wer wird dir den Geliebten wieder geben?

„Ha!“ erwiederte ſie mit haſtigem Unwillen; „fürchte nichts! die Nymphen dieſes Fluſſes werden „dich ſchützen, und ich werde das Immergrün „deiner Liebe dann nicht länger verkennen. Eine „ſo genievolle Begebenheit wird unſere Flammen „verewigen, und uns vor dem Unglück bewahren, „zu lieben, wie der Pöbel liebt.“

Tam-zy hatte nicht Luſt, die Nymphen des Fluſſes auf die Probe zu ſetzen. Er that plözlich auf den ganzen Schäferkram und auf die Schäferin ſelbſt Verzicht, und ſah in Amitis nichts als den dürren Wuchs, die überhangende Stirne, die eingefallenen Backen, den Schurrbart, die Patagonennaſe und die Gänſepfote.

Noch mehr. Er kam ganz von ſeinem poetiſchen Enthuſiasmus zurück, ſah ſeine Schriften

wieder durch, bemerkte alle Fehler daran, und fiel in ſeine erſte Unthätigkeit zurück.

Ehe ich dies Kapitel ſchließe, muß ich noch anzeigen, daß dieſer lezte Periode der merkwürdigſte und wunderbarſte in dieſem ganzen Werke iſt.

Zweytes Kapitel.

Tam-zy hatte einige Philoſophen geleſen, die im dogmatiſchen Tone den Menſchen das Glück predigten. „Sie ſelbſt waren ohne Zweifel glücklich,“ ſagte Tam-zy; „ich will ſie nachahmen.“ Das Vergnügen, ſeines gleichen zu unterrichten, hatte vielen Reiz für ihn. Er ſchrieb eine Metaphyſik in vielen Bänden, die ſo dunkel war, daß es nicht fehlen konnte, ſie mußte bewundert werden. Sie wurd' es, und Tam-zy war ein Orakel ſeiner Zeit.

Eine junge und ſchöne Indianerin fand Geſchmack an ſeiner Perſon und an ſeinen Definitionen. Sie affektirte ſelbſt eine metaphyſiſche Liebe und analyſirte jede Empfindung. Tam-zy geſtand ihr das, was er zu fühlen glaubte; aber ein ein-

faches, „Ich liebe dich!“ war für ſie nicht genug. Er mußte ihr eine weitläuftige Definition von der Liebe geben, und ſich wohl in Acht nehmen, ſie nicht zu deutlich zu machen. Nun wurd' er gehört, und man ſchien ihn zu verſtehen.

Nachdem er einige Monate geſeufzt hatte, kündigte man ihm ſehr geheimnißvoll ein Rendez-vous an, und plözlich glaubte er ſich auf dem Gipfel ſeines Glücks. Er erſchien zur beſtimmten Stunde, und die Metaphyſikerin redte ihn folgendergeſtalt an:

„Ich liebe dich ſo ſehr, als eine wohldefinirte „Liebe verſtattet; ſo ſehr, als es die richtig ana„lyſirten Kräfte meiner Seele erlauben. Dank „ſey es der Uebereinſtimmung unſrer Empfindun„gen, daß wir ſo weit gekommen ſind, die geheim„ſten Triebfedern zu entdecken, welche die Seele „in Bewegung ſetzen; die verborgenſten Wirkun„gen deſſen, das der Pöbel ein Ich weiß nicht was „oder Sympathie nennt. Er mag in ſeiner Sphäre „kriechen, wir wollen in der unſrigen bleiben: er „mag blos das Sinnliche der Liebe genießen, ja „ſelbſt misbrauchen; wir wollen uns immer auf „die Unterſuchung ihrer Grundtriebe einſchränken.“

Das war das Reſultat dieſes geheimnißvollen Rendezvous. Tam-zy bemühte ſich vergebens, den Miſchmaſch von Worten durch Gründe über den Haufen zu werfen. Er ging für diesmal und nahm ſich vor, den andern Morgen einen neuen Verſuch zu machen. Er kam. Man hatte ihn nicht erwartet; und wie groß war ſein Erſtaunen, als er vor die Thüre des Zimmers kam und die Metaphyſikerin alſo reden hörte:

„Ruſto! ich bemerke an dir eine Entkräftung, „die mir auffallend iſt; nicht mehr dein ehemali- „ges Feuer. Meine Bereitwilligkeit iſt noch im- „mer dieſelbe, doch nicht ſo dein Eifer. Es iſt „zwey Tage und noch länger — doch ich weiß — „Barſine raubt mir deine beſten Stunden. Wagſt „du's, Undankbarer! die Sklavin der Frau vorzu- „ziehen?“

Der, dem man dieſe Vorwürfe machte, antwortete nichts. Ein ziemlich langes Stillſchweigen folgte darauf, und Tam-zy hätte raſend werden mögen. Er klopfte an die Thüre, ſie war verſchloſſen: man öffnete ſie, und ſeine Erſcheinung ſezte die Metaphyſikerin in große Verwirrung. Sie beurlaubte den, der bey ihr war, und der ſich

völlig gerechtfertigt zu haben ſchien: es war einer von ihren Sklaven, ein Stummer. Tam-zy wünſchte ihr Glück zu einer ſo geſchmackvollen Wahl, lobte ihre Klugheit, ſolche Geheimniſſe keinem andern als einem Stummen zu vertrauen, und verließ ſie auf immer.

Drittes Kapitel.

Tam-zy war es müde, immer nur an abſtrakten Ideen zu hängen; er wollte über die Natur der Dinge ſelbſt urtheilen. Er ſchuf ein Weltſyſtem, verkehrte die Erde und formte den Himmel um. Einige Derwiſche glaubten, er beneide dem Ochſen des großen Propheten die Ehre, die Welt auf ſeinen Hörnern zu tragen. Man beſprach ſich heimlich über die Beſtimmung des neuen Philoſophen, und die muſulmänniſche Liebe des Nächſten entſchied, daß es am beſten ſeyn werde, ihn in ſichre Verwahrung zu bringen.

Tam-zy ward alſo in einen Kerker geſperrt, bey deſſen Erbauung der Werkmeiſter vergeſſen hatte, ein Fenſter anzubringen, um das Tageslicht hineinfallen zu laſſen. Er lebte daſelbſt viele

Monate ſehr eingezogen, ohne weder von ſeinem Verbrechen unterrichtet zu ſeyn, noch von den Richtern eines Beſuchs gewürdigt zu werden. Der Präſident wurde endlich an ihn abgeſchickt, ihn ſein Glaubensbekenntniß ablegen zu laſſen, und auf keinen ſeiner Einwürfe zu antworten. Zu dem leztern war er von Natur ſchon geneigt, und es wurde ihm daher nicht ſchwer, ſeiner Anweiſung pünktlich zu folgen. Er erſchien vor Tam-zy mit dem Alkoran in der Hand, und frug: ob einer, der an ſeiner Vorhaut nicht beſchnitten worden, der ſeligen Gefilde der Hurien würdig ſey? Tam-zy ſagte und ſagte nicht, alles was der Präſident haben und nicht haben wollte, unterſchrieb dies Glaubensbekenntniß, und entwiſchte ſo dem Kerker, feſt entſchloſſen, ſich nicht in den Bann thun oder gar verbrennen zu laſſen.

Dieſe Begebenheit und ſein Ruf verſchafften ihm den Zutritt zu einer Dame, die, anſtatt zu mediſiren und zu ſpielen, dem Laufe der Planeten nachſpürte. Sie war geſchickt genug, den Saturn mit dem Sehrohr in der Hand zu verfolgen, und hübſch genug, um in der Oper durch die Lorgnette begafft zu werden.

Tam-zy, den das Andenken an Ziſka zu verfolgen anfing, ergriff dieſe Gelegenheit, ſich zu zerſtreuen. Er miſchte Zärtlichkeit und Weisheit unter einander, und beide wurden gehört. Er hatte keine metaphyſiſchen Kindereyen zu bekämpfen; der weibliche Phyſiker zog die Erfahrung den Vernunftſchlüſſen vor.

Tam-zy glaubte ſeine Eroberung gewiß. Ein unvorgeſehener Zufall bewies ihm das Gegentheil. Es war eben zu der Zeit, als das Geſtirn der Venus am tiefſten ſtand, ſo daß man es mit dem Sehrohr am hellen Tage unterſcheiden konnte; aber Tam-zy, mit ſeinem Teleſkop bewaffnet, konnte niemals den Standpunkt derſelben erwiſchen. Einer ſeiner Nebenbuhler war glücklicher, faßte das Geſtirn aufs erſtemal, und löſchte dadurch plözlich in den Augen der gelehrten Dame alle Vollkommenheiten des Tam-zy aus, ob er gleich nur einäugig, dagegen aber mit zwey Buk-keln verſehen war.

Dieſe Laune heilte den Tam-zy von der Thorheit, ein Philoſoph ſeyn zu wollen. Er dachte über alle die Inconvenienzen nach, die mit dem Nebel, den man Ehre nennt, verbunden ſind, und zog

daraus das Reſultat, daß Weisheit nur Irrthum, und Ruf in der Welt nur Schimäre iſt. Ganz mit dieſem Gedanken beſchäfftigt, verließ er die Hauptſtadt und trat den Weg in ſeine Einſamkeit an.

Viertes Kapitel.

Nach einigen Tagereiſen fand er auf einer Ebene eine Menge Volks verſammelt. Er blieb ſtehn und ſah, daß der ganze Haufe beſchäfftigt war, ſich einen Richter zu wählen. Dieſe Wahl dauerte ſchon acht Tage, ohne jedoch entſchieden zu ſeyn. Hundert Subjekte waren vorgeſchlagen, und keines für tüchtig befunden. Der Eine war ein zu guter Vater, der Andere ein zu eifriger Freund, der Dritte ein zu nachgiebiger Ehemann. Dieſer konnte ſeinem Kammerdiener nichts abſchlagen, und Jener den Schönen nichts verſagen, die keinen ſeiner Wünſche unerhört ließen. Mitten in dieſer Verwirrung erſchien Tam-zy, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Kammerdiener, ohne Weib und ohne Geliebte: mit wem hätte man die erledigte Stelle beſſer beſetzen können? — Er

ſchlug ſie zwar anfänglich aus; allein es wurde ihm von allen Seiten ſo lange zugeſezt, bis er ſich genöthigt ſah, ſie anzunehmen.

Man gab lange Zeit allen ſeinen Entſchließungen den lauteſten Beyfall. Er war nie zu beſtechen, und ſein Mutterwitz erſezte ihm das, was ihm irgend noch zu ſeinem Amte fehlte. Seine Feſtigkeit, mit welcher er alle Geſchenke ausſchlug, erwarb ihm eine Menge andere von ſeinem Fürſten, die ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne machten. Kurz, Tam-zy glaubte, es ſey nichts leichter, als gerecht zu ſeyn.

Eine junge Wittwe, die Geiſt und Schönheit vereinigte, legte ihm einſt mit dem verführeriſchſten Anſtand eine ſehr zweifelhafte Sache vor. Er urtheilte nicht gleich, daß ſie Recht habe, aber er fand ſie außerordentlich ſchön. Die Sache war von Wichtigkeit, und die junge Wittwe erſchien oft vor ihm, ihre ſanften Bitten zu verdoppeln. Je öfter ſie kam, je mehr fand ſie Tam-zy reizend und ihre Sache gerecht. Um ihr Werk zu vollenden, wählte ſie einen ſehr beredten Advokaten: dieſer that noch das ſeinige hinzu, den neuen Richter zu verführen; die Wittwe gewann ihren

Proceß, und ſezte ihrer Erkenntlichkeit keine Schranken.

Einige Zeit nachher fand Tami-zy eine höchſt unglückliche Familie: es war eine andere Wittwe mit vier Waiſen, die er durch den lezten Urtheilsſpruch zu Grunde gerichtet hatte. Dies Schauſpiel rührte ihn. Ein wenig zu ſpät verlangte er, die gebeugte Wittwe zu hören. Sie ſprach mit aller Beredſamkeit, die Wahrheit und Schmerz einflößen. Er ſah ein, daß ſie unſchuldig war; aber das Urtheil war einmal in ſeine Rechtskraft übergegangen. Nur Ein Mittel blieb ihm übrig, das Wenige ergriffen haben würden: er berechnete den Schaden, den er verurſacht hatte. Dieſer betrug ſo viel, als ſein ganzes Vermögen; allein das ſchreckte ihn nicht ab. Er beraubte ſich alles, um es der wieder zu geben, die durch ſeine Schuld darum gekommen war.

Nun war er ganz in ſeinen vorigen Zuſtand zurückgeſezt, und mehr als jemals von dem Verlangen, etwas in der Welt vorzuſtellen, entfernt. Er legte ſein Amt nieder und ging zurück in ſeine Heimath. „Glücklich!“ ſagte er, „wer nichts „weiß, nichts beſizt, nichts hofft und nichts fürch-

„tet!“ Ein Philoſoph hörte dies. „Wärſt du „wohl weiſe genug,“ redte er den Tam-zy an, „zu denken wie ich? — Seit vier Jahren be„müh' ich mich, dem Menſchengeſchlechte begreif„lich zu machen, daß es unſinnig iſt. Ich ver„damme Künſte, Wiſſenſchaften und Geſetze.“ — — „Er hat Recht;“ ſagte Tam-zy zu ſich ſelbſt; denn es ekelte ihm eben ſo ſehr vor allen dieſen Dingen.

„Das iſt nicht alles,“ erwiederte der Philoſoph; „meine Kritik erſtreckt ſich auch auf die „Geſellſchaften, den Luxus, die Vergnügungen, „alle öffentlichen Luſtbarkeiten, die Häuſer und „Paläſte, und ſogar bis auf die Kleidung.“ Tam-zy antwortete nicht, aber er verfiel in ein tiefes Nachdenken. Der Philoſoph, um ihn vollends zu überzeugen, machte ihm ein Geſchenk mit ſeinen Werken. Dieſe vollendeten ihn das zu überreden, was er ſo ſchon zu glauben geneigt war. Er war feſt entſchloſſen, das neue Lehrgebäude des Philoſophen zu realiſiren, und fing damit an, daß er ſein Haus verbrannte.

Seine Freunde liefen herzu, um zu löſchen, und verſchwanden, als die Flamme alles verzehrt

hatte. Ziſka kam und bot dem Tam-zy eine Frey-ſtatt an: er wurde von ihrer Großmuth gerührt, von ihrem Reizen bewegt; aber eine unbekannte Macht hielt ihn zurück. Er ſchlug ihr Anerbieten aus.

Tam-zy war nun von allem, ſogar von ſeinen Kleidern, entblößt. Er beſchloß, dieſe Gegend zu verlaſſen, als er eine Höhle entdeckte, die der Brand ſeines Hauſes geöffnet hatte: er ging hinein. Sie war ſehr geräumig, und Tam-zy erblickte ein ſonderbares Schauſpiel. Auf einem ſilbernen Altar ſtand eine goldne Statüe, und zu den Füſſen derſelben lag eine eherne Tafel. Eine Stimme brüllte aus dem Innern des Altars, und befahl dem Tam-zy, dieſe Tafel wegzunehmen, ſich nie von ihr zu trennen und immer zu thun, was ſie ihm vorſchreiben werde. Tam-zy gehorchte, verließ die Höhle, und ſah in dem nämlichen Augenblicke ihren Eingang verſchwinden. Wunderbar genug! Er beſah die Tafel und fand folgende Worte darein gegraben: Fliehe die gebahnten Wege!

Fünftes Kapitel.

Tam-zy fühlte plözlich einen Muth, und vorzüglich eine Neubegier, die alle Furcht verbannte. Er wählte alſo, ohne ſich weiter zu beſinnen, zu ſeiner erſten Ausflucht einen Wald, der gefährlich zu durchwandern war. Er trat keck hinein. Plözlich ſah er ſich von einem Haufen bewaffneter Leute umringt, die ſich ohne Mühe und ohne Gefahr ſeiner bemächtigten. Dieſe Unbekannten waren auf der wilden Thierjagd, und Tam-zy, der ſo nackend war, wie er aus dem Leibe ſeiner Mutter hervorgegangen, ſchien ihnen zum mindeſten ſo viel Aehnlichkeit mit einer Beſtie zu haben, daß ſie es der Mühe werth hielten, ihn dem Omra, der Statthalter in der Provinz war, zu überreichen: dieſer ſchickte ihn in den Thiergarten des großen Moguls.

Dieſer Monarch war nur ſelten ſichtbar für ſeine Unterthanen, aber er wurd' es für Tam-zy. Der Hof ſprach ganzer acht Tage von ihm, und der Mogul, der nicht recht wußte, was er aus ihm machen ſollte, ließ ihm ein eigenes Haus mit vielen Zierrathen neben dem Behältniſſe eines weißen Bären erbauen.

St…

Er wurde jeden Tag von einer unendlichen Menge von Hofſchranzen beſucht und mit Fragen gemartert; doch alles dies bewirkte weder, daß er ſeinen vergangenen Zuſtand bedauerte, noch den ihrigen beneidete. Er erwartete ganz ruhig die Folgen dieſer Begebenheit, völlig überzeugt, daß, in puris naturalibus zu leben, der glücklichſte Zuſtand des Menſchen ſey, und völlig entſchloſſen, immer bey ſeiner Meynung zu bleiben. — Eines Tages ließ der Mogul in ſeiner Gegenwart prächtige Kleider bringen, und befahl dem Tam-zy, ſie anzuziehn. Tam-zy, ſtatt zu antworten, rieth dieſem Prinzen, ſich der ſeinigen zu entledigen. Der ſtaunende Mogul verſprach ihm köſtliche Geſchenke: ſie wurden ausgeſchlagen. Tam-zy fand eine innerliche Befriedigung ſeines Ehrgeizes darinne, ſich dem mächtigſten Monarchen durch die Gleichgültigkeit, mit der er auf ſolchen Tand herabſah, an die Seite zu ſetzen; und der Herrſcher von Indien fühlte, wie ſehr es ihn demüthige, den Ehrgeiz des Tam-zy nicht reizen zu können. Er befahl daher, auch den kleinſten Begierden des angeblichen Wilden nachzuſpüren, und ſie ſo viel als möglich zu erfüllen. Aber man hatte gut nach-

ſpüren; Tam-zy zeigte keine, und verachtete jeden Zuſtand, den ſeinigen ausgenommen.

Es ging ihm, wie es immer zu gehen pflegt: je mehr er das Glück floh, je mehr ſuchte es ihn. Der Mogul hielt ihn für würdig, Geſchöpfen, die er verachtete, zu befehlen; kurz, Tam-zy wurde Guverneur einer der beſten Provinzen in Indien. Erſt nach langem Widerſtande, blos um dem Thiergarten zu entkommen, und alle ſeine künftigen Unterthanen in Wilde zu verwandeln, nahm er dieſe Würde an.

Sechſtes Kapitel.

Tam-zy begab ſich auf den Weg nach ſeiner Provinz, von einem Gefolge begleitet, das nach ſeiner Meynung viel zu zahlreich war. In allen Städten, durch die er zog, wurd' er angehalten, mit Ehrenpforten traktirt, und, was das ſchlimmſte war, mit Reden bewillkommt. Niemals war ihm die Beredſamkeit läſtiger geweſen, als eben jezt. Er fand, daß der indianiſche Philoſoph vergeſſen hatte, ſich über die öffentlichen Reden luſtig zu machen; beſonders über die, in

denen die Menſchen gelobt werden, ſie mögen es verdienen oder nicht.

Um ſeinen Geduldsfaden vollends zu zerreißen, überreichte ihm ein gewiſſer Poet eine Ode, in der er ſeine Pracht, ſeinen Geſchmack für die Künſte, ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, kurz, alle die Tugenden herausſtrich, die Tam-zy gerade nicht beſitzen wollte. Statt den Dichter zu belohnen, gab er ihm ſeine Ode zurück. Dieſer rächte ſich durch eine Satire, und ſagte dem neuen Omra unters Geſicht, daß er höchſtens gut ſey, Caraiben und Einwohner von Topinambu zu beherrſchen. Dieſe Satire ſchien dem Tam-zy das ſchmeichelhafteſte Lob. Er nahm den Dichter zu ſich, unter der Bedingung, ihn nie anders zu beſingen.

Nun durchlief der neue Statthalter ſeine ganze Provinz, und fand, daß es ſchwer halten werde, ſie umzubilden. Sehr unbedeutende Geſchöpfe ließen ſich gnädiger Herr! nennen, und glaubten auch wirklich gnädig zu ſeyn. Ihre gewöhnliche Beſchäftigung war, wilde Thiere zu jagen und zahme Menſchen zu prügeln. Tam-zy unterſagte ihnen dieſe lezte Art von Vergnügungen. Er that

noch mehr; er befahl, daß alle ſeine Unterthanen inskünftige frey und einander gleich ſeyn ſollten.

Zwey Tage nach Bekanntmachung dieſes Edikts vernahm er, daß eine große Anzahl von Schlöſſern in die Aſche gelegt worden. „Bravo!“ rief er: „ihre Bewohner fangen an zu denken wie ich; ein Haus ſcheint ihnen ein ſehr unnützes Ding.“ Er lief ſelbſt mit zu, um noch einen Theil dieſes lieblichen Schauſpiels mit anzuſehn: da erfuhr er, daß die gnädigen Herren mit ſammt ihren Schlöſſern verbrannt waren, und daß die Mordbrenner eben diejenigen wären, die von den gnädigen Herren ſo lange waren geprügelt worden. Nun fing er an einzuſehn, daß eine allzugroße Freyheit leicht ausartet; allein er begnügte ſich fürs künftige, einige Anſtalten zu treffen, und gab noch keineswegs zu, Unrecht gehabt zu haben.

Siebentes Kapitel.

Tam-zy fand auf ſeiner ehernen Tafel folgende Worte: Heil die Menſchen von ihrer gefährlichſten Narrheit. Dieſe Zumuthung ſezte

den Herrn Statthalter ein wenig in Verwirrung. Er durchlief in ſeinem Gehirn alle die Unbehaglichkeiten, die der Menſchheit zur Schande gereichen: der Stolz der Bonzen, der Dünkel der Gelehrten, die Eitelkeit der Dichter, die Zweizüngigkeit der Weiber, die Bonhomie der Männer, die Schwärmereyen der Liebenden. Dieſe lezte Art der Narrheit ſchien ihm einer Reforme völlig werth zu ſeyn. Er wollte zugleich ſeine eigene Unbeſtändigkeit gegen Ziſka rechtfertigen, und — völlig überzeugt, daß die Liebe nur ein Bedürfniß ſey, welches, ſobald es einmal befriedigt worden, aufhöre, oder doch wenigſtens aufhören ſolle — beſchloß er, inskünftige die Art à la Sauvage zu lieben, einzuführen. Er ſuchte daher eine Stadt aus, wo alle die ſchwärmeriſchen Liebenden gezwungen ſeyn ſollten ſich hineinzuflüchten, um ſie nimmer wieder zu verlaſſen.

Welch ein Zufluß von ſolchen Geſchöpfchen beiderley Geſchlechts und jedes Alters, da dieſer Entſchluß in der Provinz publizirt wurde! Ein Greis hatte vier Elephanten todt geritten, um nicht zu ſpät zu kommen. „Um Gottes willen!“ ſchrie er den Tam-zy an: „erlaube mir den Zu-

tritt zu dieſer Stadt! Zarine wird mir ohne Zweifel zuvorgekommen ſeyn.“ „Zarine?“ verſezte der Statthalter; „wenn du mir ſie beſchreibſt, ſo kann ich dir vielleicht Nachricht von ihr geben.“ „Von Herzen gern,“ erwiederte der ſiebenzigjährige Alte. „Zarine iſt ſchön wie eine Göttin, und gewachſen wie eine Nymphe. Sie ſpricht, ſingt, ſchreibt und tanzt mit einer unnachahmlichen Grazie. Zarine iſt funfzehn Jahr alt, ſie liebt mich, ſie iſt mir treu. Und wie ſollte ſie auch nicht? Ich komme allen ihren Wünſchen zuvor, ich verſchwende meine Reichthümer. Indien hab' ich zu ihrem Putz von Diamanten erſchöpft, und die Hauptſtadt dieſes Reichs gebiert keinen Roman und keine Broſchüre, die nicht augenblicklich auf ihrem Nachttiſch läge. Phöbus endet jeden Tag ſeinen Lauf, ohne meine zärtliche Sorgfalt geendet zu ſehn.“

Jezt erſchien ein glänzender Wagen. „Da iſt ſie!“ rief der Alte; „das iſt Zarine! die herbey eilt, mir Leben und Freyheit zu widmen. Geliebte Zarine! wie iſt es möglich, daß ich dir zuvor kam? welch ein Zufall hat deine Reiſe verzögert?“

Zarine, ſtatt ihm zu antworten, warf einen zärtlichen Blick auf einen Jüngling, der neben ihr in dem Wagen ſaß. Ihr betagter Liebhaber bewaffnete ſich mit einer Brille, die ihn die ganze Gruppe ſehr deutlich ſehen ließ. „Ihr Götter!“ rief er: „undankbare Zarine! wagſt du's, mich ſo zu kränken?“

Der Statthalter verlangte, daß ſie nur ihm Rechenſchaft geben ſollte, und unter dieſer Bedingung verſprach er, ſie zu ſchützen. Zarine bedachte ſich keinen Augenblick. „Ich war fünf Jahr ſeine Sklavin,“ ſagte ſie, und zeigte auf den Alten: „es iſt wahr, er hat mich in dieſer Zeit mit Geſchenken überhäuft, aber er beraubte mich dagegen auch der unſchuldigſten Freiheit. Sein Palaſt war mein Gefängniß. Ein einziges verſtecktes Fenſter verſchaffte mir zuweilen den Anblick desjenigen, den du hier an meiner Seite ſiehſt. Er war ein Sklave wie ich, und ſchien mir kein anderes Geſchäffte zu haben, als mich zu betrachten.“

„Wunderbar! — ſeine Blicke lehrten mir auf einmal das, was mir, trotz der Liebkoſungen meines Kerkermeiſters, noch bis jezt unbekannt gewe-

ſen war. Der Tag, an dem man dein neues Geſez bekannt machte, war der erſte unſrer Freyheit, und was noch mehr iſt, unſrer Vereinigung. Die Mauern unſers neuen Gefängniſſes ſchrecken uns nicht, denn wir werden ſie zuſammen bewohnen.“

„Halt, Lindor!“ ſchrie ein Frauenzimmer, das ſich mit haſtiger Eile auf den Jüngling ſtürzte, ſo daß ſie auch den lezten Zahn darüber verlor. „Halt!“ rief ſie, „geliebter Lindor! wie war es möglich, daß du mir noch zuvorkamſt? Verzeih! die Toilette hat mir über vier Stunden Zeit weggenommen. Ich wollte dir heute ſo gern liebenswürdiger erſcheinen als jemals.“

Lindor pfiff eine Operettenarie.

„Urtheile,“ ſagte ſie zum Tam-zy, „wie ſehr er mich lieben muß. Braminen, Omra's, Raja's, und eine zahlloſe Menge von Kapitain-Mogols ſeufzten ehedem in meinen Feſſeln. Alle beteten mich an, und alle wurden erhört. Jezt, da dieſer Haufe zerſtreut iſt, ſind nur dem Lindor all' die quellenden Empfindungen meines Herzens gewidmet. Er allein beſizt den Gegenſtand der heißeſten Wünſche von ſo viel Kapitain-Mogols,

Raja's, Omra's und Braminen. Er war täglich um mich, er genoß täglich der Wolluſt, Freude aus meinen Augen zu ſchlürfen, ſchwur mir täglich ſeine Liebe und gab mir Beweiſe davon — zwar ein wenig ſelten, ich geſteh' es, allein der Zwang, dem wir uns heute auf deinen Befehl unterwerfen ſollen, iſt ſchon lange keiner mehr für uns geweſen."

Lindor hatte ſich während dieſer Rhapſodie mit ſeiner geliebten Zarine in die Stadt geflüchtet. Kaum wurde dies der Alte durch ſeine Brille und die Megäre durch ihre Lorgnette gewahr, als ſie beide Mine machten, ihnen zu folgen. „Halt!" ſagte Tam-zy, „wollt ihr in dieſem der Liebe geheiligten Zirkel wohnen, ſo ſey es nicht, um das Glück dieſes Jünglings und dieſes Mädchens zu trüben, ſondern um euch ſelbſt mit eurer wechſelſeitigen Zärtlichkeit zu ermüden."

Das betagte Paar ſchlug dies Anerbieten aus. „Mich ſo zu begraben?" rief die alte Dame; „bin ich in dem Alter, in dem man der Welt entſagt? Lindor iſt ein Treuloſer! ich werde ſeine Stelle ſehr leicht erſetzen." Der Greis wiederholte mit wildem Schmerze den Namen Zarine,

und würdigte die, die er zum Erſatz haben ſollte, nicht einmal eines Blickes.

Jezt erſchien ein prächtig gekleideter Jüngling, der mit vielem Anſtand einer reizenden Indianerin ſeinen Arm lieh. Man betrachtete ſie mit Vergnügen, und Belde ſchienen ſehr zufrieden, die Blicke der Umſtehenden auf ſich zu ziehen. Tam-zy lezte ihnen nach ſeiner Gewohnheit einige Fragen vor. Der Jüngling ſprach zuerſt: „Unter uns,“ ſagte er zum Statthalter, „ich bin von meiner Eroberung bezaubert; denn du mußt wiſſen, daß dieſes Mädchen deren ſchon tauſend andere gemacht hat. Ich würde ſie weniger lieben, wenn ich weniger Nebenbuhler hätte. Wie vielen hab' ich nicht den Rang abgelaufen! Dieſe Begebenheit wird das Theegeſpräch der ganzen Gegend werden, und dieſer Triumph wird mich noch oft kützeln.“

Tam-zy näherte ſich der jungen Indianerin, und zog ſie ein wenig auf die Seite. „Biſt du völlig entſchloſſen, deinen Begleiter zu lieben?“ raunte er ihr ins Ohr. — „Allerdings!“ verſezte ſie; „warum ſollt' ich ihn nicht lieben? Er hat mir ein Weib aufgeopfert, die ich verabſcheue;

er hat mich an zwey andern gerächt, dadurch, daß er die Briefe der Einen bekannt machte, die ſie ihm niemals geſchrieben, und ſich der Gunſtbezeugungen der Andern rühmte, die er niemals erhalten hat.“

„Wenn dem alſo iſt,“ verſezte der Statthalter, „ſo will ich euch nicht länger aufhalten. Geht! und ſeyd von nun an auf ewig verbunden!“

„Auf ewig?“ riefen Beide mit einer Todtenbläſſe im Geſicht. Tam-zy ſagte ihnen, daß das Geſez ausdrücklich dieſe Bedingung gemacht habe. Der junge Herr machte einen Seitenpas und verſchwand, von ſeiner Gebieterin begleitet.

Ein anders noch ſehr junges Geſchöpf erſchien, von Nebenbuhlern faſt erdrückt. Ihre Verwirrung war ſichtbar. Tam-zy wollte die Urſache davon wiſſen, und vernahm folgendes aus ihrem eignen Munde:

„Meine Mutter war ſehr hart gegen mich, aber zärtlich gegen ihre Freunde. Sie beneidete mir ſehr bald das Vergnügen, zu ſehn und geſehn zu werden. Ich hatte keinen Liebhaber, aber ich ſtarb faſt für Begierde, geliebt zu werden. Ei-

nige Bücher, die die Lehren des Brama enthielten, und die Beſuche eines alten Braminen, waren mein einziger Zeitvertreib. Der Bramine — um meiner Mutter zu gefallen — ſuchte durch ſein Geſchwätz mir alle Luſt zu benehmen, je gefallen zu wollen, und macht' es ſo, daß er mir ſehr bald nicht gefiel. Doch plözlich änderte er die Sprache, und pries meine Reize und den Eindruck, den ſie auf ſein Herz machten. Ich ließ ihn glauben, daß er mir nicht ganz gleichgültig ſey, und ſiehe da! ich bekam ein ander Zimmer, worinne zum wenigſten ein Dachfenſter war. Ich bediente mich dieſer Gelegenheit, mich ſo oft als möglich zu zeigen, aber faſt immer vergebens; ſo ſchwer war es, mich zu erblicken. Endlich nahm ich meine Zuflucht zur Liſt. Ich beſchüttete einen jungen Menſchen mit Waſſer, ſo als ob es aus Verſehen geſchehen ſey. Er ſah empor und ſchien ſehr zufrieden mit ſeiner Entdeckung; denn ich bat ihn um Verzeihung, und er war nichts weniger als beleidigt. Einige Tage darauf zeigte er mir ein Papier, worauf geſchrieben ſtand: Ich liebe dich! ſo groß, daß ich es von meinem Dachfenſter aus genau unterſcheiden konnte. Ich ſchrieb

ihm einen Brief, den ich an einem Zwirnsfaden herunterließ, und bat ihn, mir zu antworten. Dies geſchah: allein nach und nach wünſcht' ich auch ihn ſelbſt zu ſprechen. Ich hatte die Verwegenheit ihm den Weg anzuzeigen, der bis zu meinem Kerker führte, ob man gleich durch das Zimmer meiner Mutter gehen mußte, und er hatte die Verwegenheit, ihn zu befolgen. Er kam oft wieder, ohne geſehn zu werden, aber nicht, ohne von dieſer Begebenheit geſprochen zu haben. Ich wurde berühmt, ohne es zu wiſſen. Eine andere ſeufzende Kreatur zeigte ſich unter meinem Dachfenſter, ſchlug den nämlichen Weg ein, und wurde eben ſo aufgenommen. Ich glaubte nicht gefällig genug gegen jeden ſeyn zu können, der mich liebenswürdig fand, und lachte über meine Mutter, die mir täglich vorpredigte, daß ich ſo häßlich ſey als ein Popanz."

„Sechs Liebhaber erſchienen nach und nach unter meinem Dachfenſter, die alle durch die zärtlichſten Blicke aufgemuntert wurden. Endlich entriß mich dein weiſes Geſez meinem Kerker. Ich ſah alle meine Anbeter wieder; aber welchen zu wählen, ſollt' ich mich entſchließen? Geſtehe mir,

großer Omra! daß es ſchwer iſt, einen Menſchen von uns zu ſtoßen, der uns liebt. Mein Charakter iſt zu ſanft, als daß es mir je möglich ſeyn ſollte, einen von dieſen zu vernachläſſigen.“

„Auf dieſe Art,“ verſezte Tam-zy, „iſt dies Gefängniß nicht für dich erfunden. Du denkſt zu brav, als daß man dich hier einſperren ſollte.“ Bey dieſen Worten wurde die junge Schöne wieder von dem ganzen Haufen umringt. Einige, beſonders diejenigen, die nur durch zärtliche Blicke aufgemuntert worden waren, hätten ſich dem Geſez gern unterworfen, das ſie auf ewig mit dem Mädchen ihres Herzens vereinigen ſollte. Der Ausdruck: auf ewig! der einem dieſer Herren entwiſchte, erpreßte der jungen Indianerin einen lauten Schrey, und kaum hatte ſie Tam-zy von dieſer Bedingung unterrichtet, als ſie den Entſchluß faßte, lieber zu ihrem Dachfenſter zurückzukehren, und ihre Mutter und ihre Anbeter bey der Naſe herumzuführen.

Ein junger Menſch ſpatzierte mit großen Schritten nachdenkend hin und her. „Liebſt du?“ fragte ihn Tam-zy. „Ja, ich liebe!“ erwiederte der Jüngling, „und lieben iſt meine Beſtimmung.

Du ſiehſt hier zwey Mädchen, die beide erwarten, daß ich zwiſchen ihnen entſcheide. Dieſer hier hab' ich lange gehuldigt, allein ich fand ſie immer zu ſehr beſchäftigt, mir zu gefallen, zu ſehr einerley Meynung mit mir: kein Eigenſinn, keine Launen, und kein Schein von Unbeſtändigkeit. Unſer Umgang wurde matt, und faſt hab' ich vergeſſen, daß ſie liebenswürdig iſt. Die Andere hat mich lange ſeufzen laſſen, gähnte oft, wenn ich mit ihr ſprach, machte mich zum Spiel ihrer Laune, und feſſelte mich doch immer mehr und mehr."

„Nun gut!" ſagte der Statthalter, „worauf beſinnſt du dich noch? Nimm die, die du am meiſten liebſt." „Ach, das iſt noch nicht genug!" erwiederte der junge Menſch mit einem verzweifelnden Blicke. „Eine dritte hört nicht meine Seufzer, flieht meine Blicke, lieſt keinen meiner Briefe, verachtet meine Geſchenke, und lacht über meine Leidenſchaft. Du begreifſt leicht, daß ich ſie anbete, und daß ſo viel Gleichgültigkeit mein Herz zu Aſche brennt. Ich bin verloren, wenn dies Mädchen hier, die mich am wenigſten liebt, nicht noch ſchlimmer mit mir umgeht, als gewöhnlich.

das iſt das einzige Mittel, die undankbare Doris, die meines zerriſſenen Herzens ſpottet, aus meinen Gedanken zu verbannen.“

In dieſem Augenblicke erſchien Doris mit einem lächelnden liebeweiſſagenden Blicke. „Jezt,“ ſagte ſie zu dem Jüngling, „da es nicht mehr in deiner Macht ſtehen wird, unbeſtändig zu ſeyn, jezt ſchenk' ich dir meine ganze Zärtlichkeit. Die Natur ſchuf mich ſanft, und du haſt keine Launen mehr von mir zu befürchten. Täglich will ich dir ſagen, daß ich dich liebe, und ich werde wahr reden; täglich werden wir uns künftig ſehn, und nichts wird uns trennen. Sprich, Lieber! werden wir nicht unausſprechiich glücklich ſeyn?“

„Ich zweifle!“ erwiederte der Jüngling, und fing wieder an den Kopf zu hängen und mit groſſen Schritten hin und her zu ſpatzieren. Sein Schweigen ließ ſeinen innern Kampf errathen. Doris wurde höchſt unwillig, bediente ſich ihrer Kapricen, und ſah ſich plözlich wieder im Beſiz aller Rechte über ihren wunderlichen Liebhaber. Sie wollte fliehn; allein er warf ſich zu ihren Füßen, und geſellte ſich um ſo lieber zu den Einwohnern der neuen Stadt, mit je mehr Widerwillen Doris ihm zu folgen ſchien.

Tam-zy erblickte einen andern jungen Glücksritter in einer ſonderbaren Stellung. Er lag zu den Füßen eines Weibes, das funfzig volle Jahre zählte, und der Häßlichkeit zum Modell dienen konnte. Er überhäufte ſie mit den ſchmeichelhafteſten Namen, und erſtickte ſie faſt mit den zärtlichen Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaft. Sie nahm dies alles auf als eine Frau, die noch mehr zu verdienen und wenig dagegen ſchuldig zu seyn glaubt. Tam-zy entfernte den Jüngling von ſeiner alten Gebieterin und befragte ihn über dieſe Sonderbarkeit. „Was ſtaunſt du?“ erwiederte dieſer: „ich liebe mit viel mehr Annehmlichkeit, als meines gleichen zu thun pflegen, und ich habe keine Nebenbuhler; denn die Gegenſtände, die mich feſſeln, ziehen niemand an ſich als mich. Ich habe keine Launen mehr zu bekämpfen; denn du weißt, wie offen ein alterndes Herz den Eindrücken der Zärtlichkeit iſt. Ueberdies kömmt mir auch meine Einbildungskraft ſehr gut zu ſtatten. Ich mache Gedichte, und es wird mir leicht, ſie aus einer Cybele in eine Hebe umzuſchaffen. Ich habe indeß doch einige junge Mädchen geliebt, aber ſie waren häßlich; und ich habe gefunden,

daß die Häßlichkeit uns nicht immer vor der Untreue der Weiber ſicher ſtellt. Kurz, ich will dir's nur geſtehen, mein Vorſatz iſt, einen Genie-Streich zu machen, und meine jetzige Gebieterin wird vergeſſen ſeyn, ſobald ſich eine andere zeigt, die noch einige Jahre und einige Runzeln mehr hat als ſie."

Er kehrte zu ſeiner Begleiterin zurück und fand ſie noch unentſchloſſen. Schon verzweifelte er, ſie zu bewegen, als ein neuer Gegenſtand erſchien, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog: ein Weib, das die Natur noch weniger bedacht hatte, als das erſte. Ein Auge hatte ſie verloren, und mit dem andern ſah ſie nur ſehr wenig. „Die Männer ſind blind!" rief ſie mit einem männlichen Baß; „funfzig Jahr ſind verfloſſen, und man bemerkt mich kaum, läßt meinen Verdienſten auch nicht die kleinſte Gerechtigkeit wiederfahren, mir, deren Seele ſo gern jenen ſüßen Empfindungen entſpricht. — Weiſer Statthalter!" fügte ſie hinzu, „befiehl, daß man mich liebe! Mach ein neues Geſez deshalb, wenn es ſeyn muß! es wird deinem Scharfſinn und deiner Gerechtigkeit Ehre machen." Der junge Menſch

hörte ſie, und glaubte, daß das Herz dieſes Neulings des ſeinigen würdig ſey. Er ſprach von Liebe und wurde erhört. Die Abandonnata, deren Eigenliebe gekränkt war, wollte ihrer glücklichern Nebenbuhlerin das einzige noch übrige Auge ausreißen, und dem Treuloſen das Geſicht zerkratzen. Allein es war zu ſpät; beide hatten ſchon ihre neue Wohnung betreten.

Ein neues Paar erweckte und befriedigte die Neubegier des Tam-zy. Es war eine junge Theaterprinzeſſin, die täglich das Publikum, und außerdem noch einige Privatleute amüſirte. Sie wurde von einem Menſchen begleitet, dem Natur und Kunſt eine ſchöne Stimme gegeben, und ihm dagegen alles übrige verſagt hatten. Dieſes Bündniß ſezte den Gouverneur in Verwunderung, zumal da die Schauſpielerin von einem jungen Menſchen verfolgt wurde, gegen den Natur und Glück verſchwenderiſch geweſen waren. „Richte uns!“ ſagte er zum Tam-zy. „Seit einigen Jahren widme ich ihr jeden Augenblick meines Lebens, jedes Goldſtück meines Beutels. Und doch — Wen zieht ſie mir vor! — Ein monſtröſes Etwas, ohne Rang, ohne Schätze, ohne Geſchlecht ſogar — —“

Er ſprach noch, als der Sänger und die Aktrice ſchon die neue Stadt bewohnten.

Es wurde Abend. Der Mond brach durch die Fichten, und nun ſtürzten empfindſame Liebende von allen Seiten herbey, denen bisher tauſend Hinderniſſe im Weg lagen oder die ſich's zum mindeſten einbildeten. Kurz, mit Einbruch der Nacht war kein Haus in der neuen Stadt mehr leer.

Tam-zy dachte an Ziſka, und nicht ohne Gewiſſensbiſſe. „Wie viel Beyſpiele, die mich verdammen!“ rief er; „doch ich will ſie auf eine neue Probe ſtellen, die mich vielleicht rechtfertigen wird.“

Achtes Kapitel.

Einen Monat waren nunmehr die empfindſamen Bewohner in dem Kerker der Liebe zuſammen geweſen. Der Erfinder dieſes klöſterlichen Aufenthalts bekam Luſt, zu ſehn, wie man ſich da amüſirte. Er ging in die Stadt. Ein finſtres Schweigen herrſchte überall, und jedes Paar ſchien wechſelsweiſe unerträgliche Langeweile zu

haben. Wenn auch einem einmal ein Fragment von Zärtlichkeit entwiſchte, ſo war es doch ſo eiskalt, daß dem andern dabey ſchauderte. Ihr einmüthiger Wunſch war, die Mauern dieſes traurigen Aufenthalts ſchleifen oder das Thor ſprengen zu können. Tam-zy wollte ſeine zweyte Probe verſuchen, der ſich die eherne Tafel nicht widerſezte. Er machte bekannt, daß alle diejenigen, denen es hier nicht behagte, die Erlaubniß haben ſollten, zu gehen, wohin es ihnen beliebte.

Ein Freudengeſchrey ſtieg in die Wolken. Ein Paar nach dem andern ſtürzte dem Thore zu. Die Alte, um derentwillen Tam-zy ein neues Geſez machen ſollte, eröffnete den Zug, der Kaſtrate beſchloß. Die empfindſamen Liebenden hatten doch noch ſo viel Enthaltſamkeit, zu erwarten, bis der Mond aufging, worauf ſie den übrigen folgten, und die Stadt den Eulen und Käuzen Preis gaben.

Tam-zy war ſehr zufrieden mit dieſem Verſuch, glaubte ſeine eigene Unbeſtändigkeit nun ſattſam gerechtfertigt, und beſchloß, ſein Syſtem ferner zu verfolgen. Er erinnerte ſich, Poet, Metaphyſiker und Philoſoph geweſen zu ſeyn, und

glaubte nichts beſſers thun zu können, als ſeinen Unterthanen dieſen eiteln Zeitvertreib zu unterſagen. Man muß geſtehn, daß er ſich hierbey ſehr weislich benahm. Er verbot allen Poeten, ihre Verſe vorzuleſen, ohne darum gebeten zu ſeyn. Er befahl, daß jeder Metaphyſiker ſich ſelbſt verſtehn, und jeder Philoſeph ſich Andern verſtändlich machen ſollte. Dieſe Bedingungen, die, wie jeder leicht begreift, unmöglich zu erfüllen ſind, ſchafften allen den Nutzen, den Tam-zy davon gehofft hatte.

Er frug ſein Orakel um Rath, und die eherne Tafel ſprach folgendes: Beſchäfftige dich mit Kleinigkeiten!

Tam-zy dachte lange über alle die Dinge nach, die den geheimnißvollen Staatsmann oft beſchäfftigen, und die doch eine Mücke auf ihrem Schwanze forttrügt. Endlich glaubte er den Sinn des Orakels getroffen zu haben. Gewiſſe Derwiſche ſtritten ſeit funfzig Jahren über die Form ihres Gürtels: dieſe wollten ſie rund, die andern breit. Der Statthalter entſchied zum Vortheil der leztern, und lud ſich dadurch den Haß der erſtern auf den Hals. Sie ſchrieen: daß alles verloren ſey,

aber daß der große Prophet ſie rächen werde. Unterdeſſen hatten ſie doch nicht einmal Luſt, ſo lange zu warten. Sie ſezten eine Liſte von allen ſeinen Verbrechen auf, und mahlten ſie (beſonders das lezte) mit vieler Sorgfalt aus. Ein Derwiſch machte ſich damit auf den Weg zu dem Monarchen, unterdeſſen ſich ſeine Mitbrüder den Rücken blutig geiſelten, um dadurch einen glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe zu erzwingen. Tam-zy wußte alles und lachte, troz ſeinem gewöhnlichen Ernſt: doch wer zulezt lacht, lacht am beſten. Vierzehn Tage nachher kam ein Befehl vom Kaiſer: „die Gürtel ſollen rund ſeyn, und Tam-zy ſoll eingeſperrt werden.“ Der nämliche Derwiſch hatte es über ſich genommen, dieſen Befehl in Ausübung zu bringen: er that es als ein Mann, der nicht Willens hat, der Rache des Propheten viel übrig zu laſſen.

Neuntes Kapitel.

Tam-zy war alſo nunmehr der einzige Bewohner einer feſten Burg, die an drey Seiten ganz unzugänglich und an der vierten ſehr wohl

verwahrt war. Er ſpatzierte auf und nieder (denn der Derwiſch hatte — man weiß nicht wie es kam — vergeſſen ihn feſſeln zu laſſen) und fing eine Grille nach der andern. Das Bild der Ziſka marterte ihn unaufhörlich. Er verglich jene ſüße Einſamkeit mit ſeinem Gefängniſſe, und jene erſten ſchuldloſen Freuden der Liebe mit den abwechſelnden Launen des Glücks. Das ſchlimmſte war, daß er unmöglich den Gedanken verbannen konnte, Ziſka habe ihm während ſeiner Abweſenheit einen beſſern Jüngling vorgezogen. Die Einſamkeit nährte noch mehr dieſe traurigen Vorſtellungen; Eiferſucht peinigte ihn, und er hätte eine Welt drum gegeben, ſeinem Kerker entfliehen zu können. Doch ach! kein Schlupfwinkel zeigte ſich ihm, und noch weniger durft' er hoffen, die Derwiſche mit den runden Gürteln zu beſänftigen. So oft er ſein Orakel um Rath fragte, erhielt er die Antwort: Suche dein Heil in den Eingeweiden der Erde.

Dieſer Befehl ſezte den Tam-zy in neue Verwirrung. Kein Abgrund zeigte ſich ſeinen ſuchenden Blicken, ein Ziehbrunnen ausgenommen. Dieſen ſah er lange mit zweifelhaften Blicken an,

machte ein etwas dummes Geſicht, und wußte nicht recht, wie er ſich dabey benehmen ſollte. Mitten in dieſer wunderbaren Lage, als er mit dem Finger über der Naſe auf und nieder ging, trat er plözlich auf ein morſches Bret, das unter ihm zerbrach, und ihn eine dunkele Treppe ſehen ließ. Tam-zy ſtieg hinab, und verfolgte einen langen dunkeln Gang, der blos durch einen Karfunkel erleuchtet wurde. Als er eine Zeitlang fortgetappt war, erſchien ihm eine Figur, die eben nichts Einnehmendes hatte. Es war einer aus dem Geſchlechte der Gnomen, die, wie bekannt, nichts zu thun haben, als, gleich Gellerts neidiſchem Hunde, die Schätze der Erde zu bewachen. Er war vier Fuß hoch, eben ſo breit, und hatte kleine runde Augen.

Er gab dem Tam-zy ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte ihn zu einer Menge von Goldhaufen. „Nimm,“ ſagte er unwillig, „ſo viel als du tragen kannſt! du wirſt es nöthig haben.“ Tam-zy gehorchte, obſchon wider Willen. „Du ſiehſt hier einen Schatz,“ fuhr der Gnome fort, „zu dem vor vielen hundert Jahren ein König dieſes Landes den Grund legte, und der ſich täg-

ſich durch meine Sorgfalt mehrt. Du ſiehſt hier die Schätze von vielen tauſend Leuten, die alle ihre Reichthümer wohl angewendet zu haben glauben. Durch Hülfe einiger Agenten zieh' ich ſie an mich, ohne dieſen Ort je zu verlaſſen. Ich gebe dem Geizigen einen Verſchwender, dem Eingebildeten einen Schmeichler, dem Dummkopf einen Braminen, und dem Wollüſtling eine Tänzerin. Dort liegt auch das verſchwendete Erbtheil von unzählichen Alchymiſten und Projektmachern. Alle dieſe Schätze ſind todt für die Welt, bis einſt die Tugend an die Stelle des Laſters tritt, und wahre Weisheit an die Stelle der Thorheit."

So ſprach er und führte den Tam-zy aus dieſem Labyrinth, der, nachdem er viele krumme Gänge durchwandert, endlich das Tageslicht wieder erblickte, und ſich am Fuß eines mit Buſch bewachſnen Felſen ſah. Er verſuchte es, ſich einen Weg hindurch zu bahnen; aber je tiefer er eindrang, je verwachſner wurde das Gebüſch, und ſchon verzweifelte er, einen Ausweg zu finden. In dieſer Noth nahm er ſeine Zuflucht zu der ehernen Tafel und erhielt die Antwort: Entledige

dich deſſen, was dir am meiſten beſchwerlich fällt, und dir am wenigſten gefällt.

Zwey Dinge misfielen ihm: ſeine Kleider und ſein Gold. Er würde beides von ſich geworfen haben, wenn die Kleider nicht ſchon größtentheils in den Dornenbüſchen gehangen hätten, und der traurige Ueberreſt derſelben ſchien ihm in dieſem Augenblicke nicht ganz entbehrlich. Er begnügte ſich alſo, ſeine Reichthümer wegzuſchütteln, und kehrte eine jede Taſche ſehr ſorgſam um, damit auch nicht ein einziges Goldſtück zurückbleiben möchte. Und nun entkam er zwar dieſem beſchwerlichen Dornenpfad, allein er fiel aus der Scylla in die Charybdis, oder, mich rein deutſch auszudrücken, er kam aus dem Regen in die Trauſe; denn plözlich ſah er ſich von einer Räuberſchaar umringt, deren Anführer die Frage aufwarfen: ob man ihn erſt berauben, und hernach tödten wollte, oder umgekehrt? Die erſte Meynung ging mit neun Stimmen gegen drey durch. Man beſann ſich aber bald anders, und verurtheilte ihn zum Tode, weil er, bey einer genauen Unterſuchung, gar nichts hatte, womit er ſein Leben hätte erkaufen können. Jezt erinnerte er ſich ſei-

ner Reichthümer, die er eben auf gut Glück ausgeſäet hatte. „Ich habe nichts,“ ſagte er zu den Räubern, „das eurer Aufmerkſamkeit werth wäre; ich verachte das Gold; aber ich will euch das geben, was ich von mir warf, und ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn.“

Die guten Leutchen ließen ſich das nicht zweymal ſagen. „Kameraden!“ ſagte der, der ihr Befehlshaber zu ſeyn ſchien, zu ſeinen Spießgeſellen, „wir müſſen die Expedition mit der Fatme bis dieſen Abend verſparen. Ich rede von einer Wittwe,“ fuhr er fort, indem er ſich zum Tam-zy wandte, „deren Gemahl den ganzen Kanton ausgeſaugt hat; es iſt ſehr billig, daß ſeine Hinterbliebenen uns einen Theil deſſen erſetzen. Ich finde, daß gewiſſe Philoſophen Recht haben —

Das Wort Philoſoph fiel dem Tam-zy auf. Er war zu ſehr eingenommen gegen alles was Philoſophie heißt. Er frug den Räuber, ob er und ſeine Kameraden Philoſophen wären? — „Nein!“ erwiederte dieſer: „meine Kameraden können nicht einmal leſen, und ich ſelbſt leſe nur ſehr wenig. Doch hab' ich die Werke einiger neu-

ern Philoſophen durchblättert, und daraus folgen des Axiom behalten:

„Der erſte, der ein Feld mit Kartoffeln bepflanzte, dabey ſagte: dies Feld gehört mir zu! und Leute fand, die dumm genug waren, es zu glauben, wurde der Erfinder des Eigenthumsrechts.

„Aber,“ ſezte der Räuber hinzu, „ich bin nicht ſo leichtgläubig.“

Unter dieſem Geſpräch waren ſie an dem Orte angelangt, wo Tam-zy ſeine Schätze ausgeſäet hatte. Kaum wurde die ehrſame Zunftgenoſſenſchaft die erſten Spuren davon gewahr, als ſich ihr Herz zwiſchen Freude und Habſucht theilte. Der Chef verſprach dem Tam-zy augenblicklich eine Befehlshaberſtelle unter ſeinen Truppen, und nun zerſtreuten ſie ſich alle zwiſchen den Felſen und Büſchen, wie die Bauernjungen, wenn ſie Erdbeeren ſuchen. Tam-zy nuzte dieſe Gelegenheit, in ein nahgelegnes Holz zu entfliehn, wo er auf ungebahnten Wegen dem Orte, wo die Räuber herumſchwärmten, immer mehr zu entkommen ſuchte. Doch plözlich ſah er ſich gezwungen, Halt zu machen; denn ein Pfeil, der das Gebüſch

durchſchwirrte, verwundete ihm den linken Arm. Er glaubte ſich von den Räubern verfolgt; aber ein ſich näherndes Jagdgeſchrey riß ihn bald aus dieſem Irrthum. Eine Dame im Reitkleid, ſo ſchön wie weiland Diane, auf einem ſtolzen Gaul, näherte ſich ihm, umgeben von einem zahlreichen Gefolge. Sie erkannte ihren Pfeil im Arm des Tam-zy, und ſeine edle Phyſiognomie vermehrte den Schmerz, den ſie darüber empfand, ihn zufälligerweiſe verwundet zu haben. Sie drang in ihn, ſie zu begleiten, ließ ihn in einer ſchwankenden Jagdchaiſe ganz ſanft auf ihr Schloß bringen, und gab ſich da alle Mühe, ihn durch die herrlichſte Bewirthung zu entſchädigen.

Tam-zy bewunderte die Wirkungen des Zufalls: dieſe Dame war Fatme. Er eilte, ſie von dem nächtlichen Vorhaben der Räuber zu unterrichten, und von der Art und Weiſe, wie er ſelbſt dahinter gekommen war.

Plözlich war die ganze Burg der Fatme in Aufruhr. Tam-zy, obgleich verwundet, zeigte ſo viel Entſchloſſenheit, daß er den Andern bald Muth einflößte. Man ließ zu rechter Zeit Hülfe kommen, und nahm überhaupt ſo gute Maaßre-

geln, daß die Räuber, ſtatt zu überrumpeln, überrumpelt wurden.

Zehntes Kapitel.

Fatme, die nun ihr Leben einem Menſchen dankte, dem ſie beynahe den Arm gelähmt hatte, ſezte ihrer Erkenntlichkeit und ihrer Sorgfalt keine Schranken. Nur dieſen Trieb glaubte ſie zu befriedigen, und betrog ſich: in einem faſt überreifen Alter hatte ſie noch mit allen Leidenſchaften der Jugend zu kämpfen. Tam-zy hingegen war nur mit ſeiner Heilung und Abreiſe beſchäfftigt. Das tiefe Schweigen ſeines Orakels ſezte ihn in Verwunderung. Er lechzte nach neuen Abentheuern. Fatme frug, was ihn bewegen könne, ſo in der Welt herumzuſchweifen? „Bloſe Neubegier!“ erwiederte Tam-zy. „O! wenn das iſt,“ verſezte Fatme, „ſo kann es dir gleichviel gelten, ob du heute oder morgen deine Reiſe wieder antrittſt.“ Tam-zy ſchüttelte; aber Fatme beſtand auf ihrem Kopf, und nöthigte ihn durch ihre liebevollen Zudringlichkeiten, ihr noch einen monatlichen Aufenthalt zu bewilligen. Sie glaubte die-

ſen Verzug hinlänglich, um ihn ſo zu feſſeln, daß er dann wohl von ſelbſt einen längern wünſchen würde. Er war ſcharfſichtig genug, zu bemerken, warum ihn Fatme zurückhalte; er fühlte aber auch, daß ſie nur leeres Stroh dreſche. Er betrug ſich gegen ſie, wie man ſich gegen eine Dame beträgt. Fatme — wie jede Frau in ihrem Alter gethan haben würde — nahm ſeine kalte Höflichkeit für zärtliche Sorgfalt, und betrog ſich: aber Tam-zy fand keinen Beruf, ihr die Augen zu öffnen, weil er ſah, wie gern ſie blind ſeyn wollte.

Fatme war reich; daher wurde ihr Haus ſelten von Bonzen leer, und oft gab ſie ihnen den Gegenbeſuch. Beſonders wohnte in ihrer Nachbarſchaft ein Eremit, der durch ſeine außerordentliche Strenge ſo berühmt war, als es der Orden à la Trappe nur immer ſeyn mag. Jedermann wallfahrtete zu ihm, um ſeine Schultern bluten zu ſehn. Auch Fatme bat den Tam-zy oft, ſie dahin zu begleiten. Eines Tages bemerkte er, daß der Bonze ihn mit neugierigem Auge vom Kopfe zum Fuße maß, und dieſe Neubegier erweckte die ſeinige. Er kehrte den folgenden Morgen zu der Einſiedeley zurück, in einer Stunde,

wo der Eremit niemand erwartete, und ſeine Diſciplin ruhen lieſs. Er wurde empfangen mit einer Herzlichkeit, die ſo ſelten unter den Bonzen iſt, und fand in ſeinen Geſprächen einen Stempel des Edelſinns, der ihm noch ſeltner vorkam.

Tam-zy wollte an ihn eben einige Fragen thun, als er ſich genöthigt ſah, vorher die des Eremiten zu beantworten. Er erzählte ihm ſeine Reiſen, ſeine unvermuthete Zuſammenkunft mit den Räubern, das Komplot derſelben, und endlich ſeinen Aufenthalt bey Fatme. Bey dieſem Namen erſchien eine ſichtbare Verwirrung auf dem Geſichte des Bonzen. „Ich bitte dich," ſagte er zum Tam-zy, „verbirg mir nichts! mit welchem Auge betrachtet dich Fatme?" Tam-zy ſtuzte. Sein erſter Gedanke war, daß der Eremite wohl ſein Nebenbuhler ſeyn möchte, und er wurde ihm deshalb nicht im geringſten feind. „Mit dem Auge der Liebe, wie ich glaube," antwortete er ihm. „O! wie glücklich wär' ich," rief der wunderſame Mann, „wenn dein Herz dieſen Empfindungen entſpräche!" Bey dieſen Worten öffnete er eine verborgene Thüre und bat den Tam-zy, ihm zu folgen. Sie gingen durch einen langen dunkeln

Gang. Am Ende deſſelben kamen ſie in einen unterirdiſchen Saal, der durch eine Lampe erleuchtet wurde, die in der Mitte an einer goldnen Schnur herabhing. Tam-zy glaubte in Dionens Höhle zu treten; denn hier fanden ſie ein Weib, ſo ſchön wie jene Göttin, und ein Kind an ihrer Bruſt, das die Illuſion noch vermehrte. „Du ſiehſt hier,“ ſagte der Einſiedler, „die Tochter der Fatme, und die einzige Frucht einer unglücklichen, aber ewigwährenden Verbindung.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Tam-zy daſtand, als hab' ihn der Donner gerührt. Der verkleidete Bonze fuhr fort: „Ich habe meine Jugend in Kriegsdienſten dieſes Staates zugebracht. Mein Vermögen war dem der Fatme gleich. Ich ſah ihre Tochter, liebte ſie, war ſo glücklich, ihr nicht zu misfallen; aber unglücklich genug, einen zu ſtarken Eindruck auf diejenige zu machen, von der ſie abhing. Ich rede von Fatmen. Dieſe eiferſüchtige Mutter bemerkte ſehr bald, wie ſehr mich die Reize ihrer Tochter gefeſſelt hatten, und ſah dies als eine Verachtung der ihrigen an. Eine Beleidigung für ein Frauenzimmer, wie du weißt, die nie wieder gut zu machen iſt. Sie beſtimmte

ihrer Tochter einen andern Gemahl, und ließ mir die Freyheit, zu gehen, wohin mir's beliebte. Ich war außer mir, ſuchte meinen Nebenbuhler auf und ſchlug mich mit ihm. Er fiel von meiner Hand, und um das Maaß meiner Sünden voll zu machen, entführte ich dies Mädchen. Man konfiſcirte meine Güter und ſprach mir das Leben ab. Wir irrten lange umher von einem Reiche zum andern, und keiner von den zinsbaren Königen wagte es, uns eine Freyſtatt anzubieten. Endlich glaubte ich, daß eine Verkleidung, wie dieſe, mich vor aller Gefahr ſichern könne; ja, daß ich es ſelbſt wagen dürfe, dieſe Gegend wieder zu bewohnen. Ich kannte alle Schlupfwinkel derſelben, und vielleicht bin ich der Einzige, der dieſe Höhle je betreten hat: ſeit vier Jahren bewohne ich ſie mit meiner Zilia. Meine anſcheinende Strenge und meine Entſagung der Welt verſchaffen mir die blinde Verehrung des Pöbels; und mehr als einmal hab' ich die Freude gehabt, zu ſehn, wie ſelbſt Fatme ſich vor Dem mit tiefer Ehrfurcht beugt, dem ſie ſo oft Verderben ſchwur."

Hier ſchwieg der Einſiedler. Er entledigte ſich zu gleicher Zeit eines langen grauen Bartes, und

einiger andern grotesken Kleidungsſtücken, die ihn entſtellten, und erſchien nun in den Augen des Tam-zy in einer Geſtalt, die die Wahl der Zilia und den Geſchmack der Fatme vollkommen rechtfertigte.

„Was kann ich für dich thun?“ ſagte Tam-zy zum Amanzul — (ſo hieß der verkleidete Bonze.) „Fodere alles, was in meinen Kräften ſteht.“

„Was du für mich thun kannſt?“ erwiederte dieſer. „Fatme liebt dich. Sie vermag alles bey dem Mogul: von ihrer Fürſprache hängt meine Begnadigung ab. Vielleicht wird ſie einen Preiß darauf ſetzen, doch deine Großmuth — “

Tam-zy verſtand den Sinn dieſes Fragments, und verließ die Höhle, ziemlich unentſchloſſen, welch ein Mittel er ergreifen ſolle.

Eilftes Kapitel.

Seine Macht über das Herz der Fatme vermehrte ſich mit jedem Tage, und Fatme's Zorn gegen ihren Eidam verringerte ſich eben ſo geſchwind. Der Augenblick war da, und Tam-zy

bedientes ſich deſſen. Er gab vor, daß blos die geſchwätzige Fama ihn von der Begebenheit unterrichtet habe, und führte die Sache der Abweſenden mit einem Eifer und einem Fortgange, der ihn bald für ſich ſelbſt zittern ließ. „Ich geſtehe,“ ſagte Fatme, „daß Amanzul ſehr ſtrafbar iſt; allein er ſcheint mir's weniger, ſeitdem du an ſeinem Unglücke Theil nimmſt. Ich fühlte etwas für ihn, das er nicht zu ſchätzen wußte, und das ein Anderer vielleicht beſſer zu ſchätzen weiß. Was meynſt du, Tam-zy?“

Tam-zy wußte ſelbſt nicht recht, was er meynte, wenigſtens durfte er nicht ſagen, wie es ihm ums Herz war; er begnügte ſich alſo, Fatmen zu verſichern, daß ihre Gütigkeiten in den Augen eines jeden nicht ganz Unempfindlichen koſtbar ſeyn müßten. Sie ließ ihn merken, daß ſie völlig zufrieden ſeyn werde, wenn ſie's nur in den ſeinigen wären. Tam-zy wurde immer verwirrter, und verſicherte ſie ſtotternd ſeiner Hochachtung. Wenig genug für ein liebendes Herz! Fatme brach das Geſpräch ab und verließ das Zimmer.

So oft Tam-zy die ſchüchterne Zilia und ſeinen Freund Amanzul wiederſah, ſo oft verdoppelten

dieſe ihre Bitten, ſo oft verdoppelte ſich auch ſein Mitleid gegen ſie; aber ſeine Kälte gegen Fatme verringerte ſich nie. Als er es überdrüßig ward, länger ſo zwiſchen Thür und Angel zu ſchweben, nahm er endlich ſeine Zuflucht zu der ehernen Tafel. Die Antwort war kurz und bündig: Heurathe Fatmen! Nun glaubte er, obgleich wider Willen, ſeinem Schickſale gehorchen zu müſſen. Kaum war Fatme von ſeinen Geſinnungen verſichert, als auf ihre Fürſprache Amanzul begnadigt wurde, und Tam-zy führte ſie, jedoch ohne ſie zu der Entdeckung vorzubereiten, zu der Einſiedeley, bis in den unterirdiſchen Saal.

Hier hätte der indianiſche Geſchichtſchreiber uns ſehr füglich die näheren Umſtände des Wiedererkennens weitläuftiger beſchreiben und manches Drama plündern können: aber er ſchlüpft unverantwortlich drüber hin, und wer die Kunſt des Ausdehnens ſo gut verſtünde, als der Biograph des Siegwarts u. ſ. w. könnte ſehr oft aus einem ſeiner Kapitel einen dicken Band machen. Er hingegen begnügt ſich uns zu ſagen, daß Fatme ſehr bewegt war, weinte, und die Zilia wieder für ihre Tochter und den Amanzul für ihren Eidam

erkannte. Niemand war weniger glücklich bey dieſer wonnigen Begebenheit, als der Urheber derſelben. Er verglich Fatme mit Ziſka, und fand, daß man eigentlich gar keine Vergleichung zwiſchen Beiden anſtellen könne. „Wie eigenſinnig iſt mein Schickſal!“ rief er. „Ich fliehe ein Mädchen, die alle Herzen feſſelt, um mich mit einem Gegenſtande zu verbinden, der ... ach! Ziſka! — Doch genug! — Das Loos iſt einmal geworfen.“

Fatme wollte, daß Amanzul und Zilia ihre Verbindung durch eine neue Cärimonie öffentlich bekannt machen ſollten, und dieſe Cärimonie ſollte von einer andern begleitet ſeyn, an der ſie ſelbſt den meiſten Antheil nahm. Ein herrliches Feſtin folgte darauf. Jedermann war trunken vor Freude, ausgenommen Tam-zy. Fatme, wenn ſie ihren Geliebten betrachtete, bedauerte keinesweges den Verluſt des Amanzul. Sie urtheilte, (und hatte Recht) daß Indien nie eine ſchönere Mannsperſon hervorgebracht habe, als ihren Bräutigam. Glücklich, dachte ſie, wer ſeine Eroberungen ſo endigt! Dieſe ſchmeichelhaften Betrachtungen verſezten ſie in eine Art von Trunkenheit — von Entzücken — erſchütterten ſie ſo gewaltig —

daß ſie endlich in eine tiefe Ohnmacht fiel, aus der man ſie vergeblich wieder zu erwecken ſuchte; kurz, Fatme ſtarb in der Fülle ihrer Freude. Die ganze Verſammlung war verſteinert. Tam-zy ſtand und wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen ſollte. Sonderbares Geſchick! — Er war in einer Stunde Ehemann, Wittwer und Herr von unermeßlichen Reichthümern.

Amanzul und Zilia überhäuften ihn mit Liebkoſungen und bemühten ſich, ihn zu überreden, ſeine Tage in ihren Armen ruhig zu verleben. Allein umſonſt! ſein Schickſal hatte es anders beſtimmt. Er las auf der ehernen Tafel: Fliehe deine Freunde, die Ruhe, den Reichthum und die Armuth. Tam-zy glaubte, daß er ſich dem zu folge an einen Hof begeben müſſe, wo man gewöhnlich weder Freunde noch Ruhe antrifft. Amanzul und Zilia widerſezten ſich vergebens: er reiſte ab und nahm nur eben ſo viel mit ſich, als er nöthig hatte, um nicht arm zu ſeyn.

Zwölftes Kapitel.

Der nächſte Weg trug ihn in einen benachbarten Staat. Er durchlief die Hauptſtadt und ſah den Hof. Eine junge, ſchöne Prinzeſſin herrſchte hier. Sie ſpazierte eben, als Tam-zy im Begriff war, die königlichen Gärten zu begaffen, auf einer Terraſſe am Ufer des Indus. Ein geliebter Schooßhund fiel in den Fluß und verurſachte einen allgemeinen Aufruhr. Die Königin war außer ſich. Aber Tam-zy hatte eben des Morgens auf ſeiner Tafel geleſen: Thue das, was die Andern nicht thun. Er ſah, daß der reiſſende Strom jeden Hofmann abſchreckte, und daher trug er kein Bedenken, ſich hineinzuſtürzen. Die Königin war von ſeinem Muth bezaubert, ließ ihm zu rechter Zeit zu Hülfe kommen, und rettete den Schooßhund und ihn.

Dieſe Begebenheit wurde das Geſpräch der ganzen Stadt. Die Königin mußte natürlich erkenntlich ſeyn, ja, ſie war es gern. Tam-zy erhielt bald ihr ganzes Vertrauen, wurde geſchmeichelt und beneidet. Von ihm hing die Vertheilung der Ehrenſtellen ab, aber er misbrauchte dieſe Frey-

heit nicht. Er hatte geſunde Vernunft — oft mehr als geſunde Vernunft — ſezte ſich über alle Politik hinweg, und — (wunderbar genug!) die Abwechslungen ſeines Glücks hatten ſeinen Menſchenhaß völlig geheilt. Er zog Leute, die Verdienſte hatten, aus der Dunkelheit hervor, gab denen wenig, die viel verlangten, und denen viel, die oft nichts foderten; ſchaffte Misbräuche ab, ſchonte das Volk, und brachte es ſo weit, daß er, den Hof ungerechnet, kaum von drey Dritteln der Nation gehaßt wurde.

Die Weiber nehme ich aus: faſt alle hielten ihn des Platzes, den er behauptete, werth. Jeden Tag ſtand mehr als Eine Schönheit in ſeinem Vorzimmer, für ihren Mann oder Geliebten eine Gnade zu erflehen. Wäre der Miniſter ſo höflich geweſen, eine jede dieſer Bitten zu gewähren, traun! ſo hätte er keine ihrer Gunſtbezeigungen theuer erkaufen dürfen: aber ein Subjekt, das ſeine Wahl treffen ſollte, mußte Verdienſt, nicht blos Schönheit ſeiner Frau oder ſeines Mädchens aufzuweiſen haben.

Eines Tages brachte man ihm ein Billet von einer Dame, worinne man dieſe ſeine Eigenſchaf-

ten außerordentlich erhob, keine Gnade von ihm verlangte, ſondern ihm ein Rendezvous anbot, unter der einzigen Bedingung, ſich die Augen verbinden zu laſſen. Es war Nacht, und der Vorſchlag ſehr zweydeutig; aber die eherne Tafel hatte den Ausſpruch gethan: Sey zu rechter Zeit blind! und alſo that er ohne Bedenken, was man von ihm verlangte. Man führte ihn einige Zeit der Kreuz und Queer, bis man ihm endlich die Binde abnahm, in einem Zimmer, das überall Wolluſt verkündete. Hier erwartete ihn eine Dame, die zwar maſkirt war, aber deren Wuchs und Anſtand keine gemeine Schönheit vermuthen ließ.

Siehe da! wieder eine Stelle, wo der indianiſche Geſchichtſchreiber die Erzählung brusquement abbricht. Er ſagt uns ganz einfach, daß Tam-zy ſehr oft dies nächtliche Rendezvous wiederholte, aber immer mit der nämlichen Vorſicht, und daß die Unbekannte ihre Maſke nie fallen ließ.

Tam-zy ſuchte umſonſt dies Geheimniß zu enthüllen. Er faßte zwar einige Muthmaßungen, beſonders da nach einiger Zeit der Wuchs der Unbekannten ſich merklich verſchlimmerte, und die

Königin in den nämlichen Umſtänden zu ſeyn ſchien; allein wer konnt' es wagen, ſich ſo etwas merken zu laſſen.

Ein unglücklicher Zeitpunkt erwartete ihn: die eherne Tafel gab ihm den Befehl: Sage, was du denkſt! ein Befehl, der nothwendig den nächſten Weg zu widrigen Begegniſſen bahnen mußte. Er hatte oft Gelegenheit, von der Königin zu ſprechen, und, da es einmal ſeine Schuldigkeit war, zu ſagen, was er dachte, ſo ließ er ſich eines Tages merken, daß ſie nicht mit Geſchmack coeffirt ſey. Man antwortete ihm nichts, aber die Folgen waren unausbleiblich. Er wurde am andern Tage in ein enges Gefängniß geführt.

Seine Ungnade gab Gelegenheit zu tauſend falſchen Raiſonnemens. Einige meynten, er ſey ein Verräther des Staats; andere, er habe der Königin nach dem Leben geſtellt; ja, es ging ſogar ein fliegendes Blatt herum, auf dem man ihn beſchuldigte, er habe ihren Papagay mit Gift vergeben. Tam-zy ſelbſt verlangte vergebens von ſeinem Verbrechen unterrichtet zu ſeyn.

Jezt ſtellte ſich ihm das Bild der liebevollen Ziſka dar. „Theures Mädchen!“ rief er: „du

liebteſt mich! deine Liebe war frey von Eigenſinn! zum mindſten würden mich deine Launen nie meiner Freyheit beraubt haben!“

Dreyzehntes Kapitel.

Sein Gefängniß war ein Staatsgefängniß, und er bemerkte bald, daß er nicht der einzige Bewohner deſſelben war. Zwey Gefangene, die nur eine dünne Wand von ihm ſchied, beſprachen ſich zuſammen über eine Verſchwörung, in welcher, wenn ſie zu Stande kam, die Königin die Krone, vielleicht auch das Leben verlieren mußte. Ein anderer an ſeiner Stelle würde die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freuden ergriffen haben; allein Tam-zy dachte viel zu edel. Er beſann ſich nicht einen Augenblick, verlangte eine kurze Audienz bey der Königin, und mußte dreymal darum bitten, eh er ſie erhielt. Endlich ward er vor ſie gebracht, und bemerkte ſogleich, daß ihr Kopfputz eine andere Façon hatte.

Er beklagte ſich nicht, ſuchte auch nicht ſich zu rechtfertigen, ſondern erzählte ihr nur das, was

der Zufall zu ſeinen Ohren gebracht hatte. Die Prinzeſſin unterbrach ihn nur durch Seufzer. „Ach, Tam-zy!“ rief ſie aus: „ich ſehe nur zu „gut, wie weit deine Großmuth und meine Unge„rechtigkeit geht. Aber, Lieber! vergiß alles. Ich „gebe dir wieder, was ich dir nahm, und bitte dich, „mich zu vertheidigen und zu rächen.“

Er küßte ehrerbietig eine Hand, die ſie ihm darreichte, und ſchwieg. „Was dünkt dir?“ ſezte ſie hinzu: „machen dieſe natürlich in einander ver„ſchlungenen Haare, nur mit einer einfachen Roſe „geziert, nicht die beſte Wirkung?“ Tam-zy verſicherte, er habe ſie ſchon lange mit Wohlgefallen betrachtet, und dieſe Verſicherung hob ſein Gefängniß auf.

Nun wurden die falſchen Räſonnemens von neuem verſchwendet: der Stoff dazu ward vermehrt, als die Königin die Räthelsführer der Verſchwörung aufheben und auf eine Inſel verweiſen ließ. Tam-zy trat in alle ſeine alten Rechte, und die Ruhe war gänzlich wiederhergeſtellt. Die, welche ſich am meiſten über ſein Unglück gefreut hatten, ſchienen außer ſich für Freuden über ſeine Begnadigung. Ein Poet, der eine Satyre auf

ſeine Gefangennehmung gemacht hatte, wünſchte ihm in einer hochtrabenden Ode Glück zu ſeiner Freyheit. Tam-zy vergab ihm das Lob und die Satyre, rächte ſich an niemand und ſchien zufrieden mit der ganzen Welt. Jezt bekam die Königin Zufälle, die den Tam-zy hoſſen ließen, das Dunkel jener geheimnißvollen Nächte zu durchdringen: allein das Orakel ſchien ſich zu widerſetzen, denn es befahl ihm zu reiſen, und er, der nun einmal vom Schickſal beſtimmt war, unſtät und flüchtig zu ſeyn, nahm Abſchied von der Königin, die ihn mit Verweiſen und Geſchenken überhäufte. „Glücklich,“ ſagte er, als er die Stadt im Rücken hatte, „wer Gunſt und Laune „der Großen geprüft hat! Der wird gewiß von „der Thorheit geheilt ſeyn, auf jene alle ſeine Hof„nung zu ſtellen, und dieſer ihren hämiſchen Strei„chen ſich bloszugeben.“ Mitten unter dieſen Betrachtungen durchſchnitt ſein Reiſewagen das Land und trug ihn in den benachbarten Staat.

Vierzehntes Kapitel.

Sein Gefolge kündigte einen ſehr reichen Menſchen an, und er war es in der That. Aber nachdem er einige Zeit in der Hauptſtadt von Sevagy geglänzt hatte, fand er auf der ehernen Tafel die Worte: Befriedige dich ſelbſt, und zugleich die, die dich umgeben. Das iſt ſo leicht nicht, dachte Tam-zy, als man ſich wohl vorſtellen mag. Nach einigem Hin- und Herſinnen, fiel es ihm endlich ein, daß er ſeinen Hang zur Freygebigkeit befriedige, wenn er die Geſchöpfe um ſich her glücklich mache. Er dankte den Augenblick alle ſeine Bedienten ab, beſchenkte ſie reichlich, und machte bekannt, daß er ſeine Güter unter die Armen vertheilen wollte. Eine unendliche Menge von Sevagiern, die arm waren, ſtrömten herzu, und eben ſo viele, die es nicht waren. Tam-zy gab ihnen alles, behielt nichts für ſich, und wurde ein Einſiedler; eine ſehr leichte Sache für einen Menſchen, der von allem entblößt iſt. Der einſame Aufenthalt, den er ſich gewählt hatte, war angenehm und bequem, ſo ſehr, als es nur immer die einfachen Produkte der

Natur ſeyn können. Eine Grotte, die der neue Cönobit nur mit einem Bette von dürren Blättern verzierte, wurde ſeine Freyſtatt. Einige Schritte davon fand er eine Quelle, die von einer Menge fruchttragender Bäume beſchattet wurde. Hier erwartete Tam-zy ruhig die Folgen ſeiner Verwandlung. — Die Einſamkeit erinnerte ihn an den Ort ſeiner Geburt, und dieſer Idee folgte ganz natürlich der Gedanke an Ziſka. War es Zärtlichkeit oder waren es Gewiſſensbiſſe, niemals fand ihn dies Bild ruhig. Er fing wieder an, den Begebenheiten ſeines Lebens nachzuhängen, und fand ſein Schickſal launig und lächerlich. „Glücklich,“ ſagte er, „wer ſeine Neugier an ſeinen väterlichen Heerd, ſeinen Ehrgeiz an das, was er beſizt, und die Empfindungen der Zärtlichkeit an ſeine erſte Geliebte bindet! Der kömmt nie in die Verlegenheit, ein Ehemann wider Willen, ein Gefangener ohne Urſache und ein Einſiedler ohne Beruf zu ſeyn.“

Schon acht Tage beſchäftigte ſich Tam-zy mit dieſen Betrachtungen, ſtillte ſeinen Hunger mit den Früchten und löſchte ſeinen Durſt aus der Quelle. Eines Morgens blies er von ungefähr

den Staub von der ehernen Tafel, und fand folgende Worte: Kröne die tugendhafte Armuth. Dieſer Befehl, den man einem Einſiedler gab, ſezte den Tam-zy zum erſtenmale in die gröſte Verwirrung. Er ſuchte nichts deſto weniger in der ganzen Gegend, die er bewohnte, ſehr ämſig nach einem Gegenſtand, der dieſe beiden Bedingungen in ſich vereinigte. Er irrte lange umher, ohne das zu finden, was er ſuchte. Dieſe verdankten alle ihre Tugend ihrem Wohlſtand: Jene waren nur arm, oder ſeufzten, um dieſen Preiß tugendhaft ſeyn zu müſſen.

Ein Indianer, der die Menſchen und alles, was ihrer Ehrbegier ſchmeicheln konnte, ſloh, ſchien ihm der Anwendung des Orakels am würdigſten: allein er bemerkte bald, daß er ſich betrogen hatte, und daß dieſer Menſch ſich ſelbſt betrog. Es war nicht Tugend, es war Stolz und Menſchenhaß.

Als Tam-zy in ſeine Grotte zurückkam, verzweifelte er, dem Orakel eine Gnüge leiſten zu können, und ſchloß, daß es ihn nur habe auf die Probe ſetzen wollen. Aber die Worte auf der ehernen Tafel blieben, wie ſie waren, und Tam-zy mußte alſo wider Willen auf neue Verſuche

denken. Eines Tages, als er ſich der obbeſagten Quelle näherte, erblickte er ein junges Mädchen, das eilig vor ihm floh. Sie war, um mich ſo auszudrücken, nur mit ihren langen Haaren bedeckt, und ihr ganzes Weſen kündigte mehr eine Wilde als eine Indianerin an. Unſer Eremit folgte ihr durch eine Menge Schlupfwinkel und dunkles Gehölz. Er ſah ſie in eine Höhle ſchlupfen, die faſt unzugänglich war, und er bedachte ſich keinen Augenblick, ihr zu folgen. Alles kündigte hier Armuth und Dürftigkeit an, und Tam-zy hoffte das Ende ſeiner Nachforſchungen zu finden. Ein ehrwürdiger Greis, der bey ſeiner plözlichen Erſcheinung beſtürzt ſchien, feſſelte zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit. „Fürchte nichts!“ ſagte Tam-zy zu ihm: „ich ſuche die Tugend, die von dem Glück vergeſſen wurde.“ Die Antwort des Alten, und ſein übriges Geſpräch mit ihm, beſtärkte den Tam-zy in ſeiner Hoffnung. Der Greis, ob er gleich ein Greis war, ſprach wenig, und war nur neugierig zu rechter Zeit. Das Mädchen hatte ſich aus einer natürlichen Schamhaftigkeit verkrochen, und Tam-zy verließ bald darauf den Alten, völlig überzeugt, daß man nicht ärmer und nicht tugendhafter ſeyn könne.

Er kam den folgenden Tag wieder. Beym dritten Beſuche verſprach er, dem Alten eine Krone auf ſein Haupt zu ſetzen. Dieſe Sprache brachte den Alten auf die Gedanken, daß die Einſamkeit wohl zuweilen den Verſtand verwirre. Er betrachtete unſern Eremiten vom Kopf bis auf die Füße, ohne ihn einmal einer Antwort zu würdigen. Dieſer, um ſich ſein Zutrauen zu erwerben, ließ ihn die eherne Tafel mit den darein gegrabenen Worten ſehen, und enthüllte ihm das ganze Geheimniß des Orakels. Der Greis betrachtete ihn von neuem mit einer Verwunderung, die ſich bald in die ausgelaſſenſte Freude verwandelte. „Ihr Götter!“ rief er endlich: „ich ſehe einen Theil meines Traumes erfüllt!“

Dieſer Ausruf verdoppelte die Neubegier des Tam-zy: er bat den Alten, ſich deutlicher zu erklären. „Ja,“ erwiederte dieſer: „du biſt es, Fremdling, der mir ſo oft im Traum erſchien; die Hand des großen Brama ſelbſt grub dieſe Worte. Aber nicht ich bin es, dem er die Krone durch deine Hand beſtimmt.“

Funfzehntes Kapitel.

Der Greis bat den Tamzy, ſich auf eine Raſenbank, der einzige Zierrath dieſer Höhle, niederzulaſſen. „Du ſiehſt in mir," hub er an, „den Favoriten des leztverſtorbenen Königs dieſes „Landes. Ich liebte die Wahrheit, und daher war „ich ein ſchlechter Hofmann. Bisher hatte der Kö„nig dies noch ſo ziemlich vertragen; allein ich „ſagte ſie ihm einmal zu unrechter Zeit, war nun „auf einmal nicht mehr Günſtling, wurde verſtoſ„ſen, eingekerkert, und vergeſſen in meinem Ker„ker. Vier Jahre waren verfloſſen, und die Ge„wohnheit machte mir mein Unglück nach und „nach erträglicher. Eines Tages würdigte mich „der König eines Beſuchs. Ich erſtaunte, als „er auf mich zulief, mich weinend in ſeine Arme „ſchloß, und mir ſelbſt die Feſſeln abnahm. Ich „muthmaßte aus dieſer innigen Bewegung ſeines „Herzens, daß er unglücklich ſeyn müßte, und „ich betrog mich nicht. Es war mir in der Gunſt „des Königs ein Mann gefolgt, der ſich alle Mühe „gab, mir in nichts ähnlich zu ſeyn. Nur Rath„ſchläge, die dem Ohre des Prinzen ſchmeichelten,

„floſſen von ſeinen Lippen; er ſuchte jeden Fehler
„deſſelben zu bemänteln, und nährte ſeine Schwach-
„heiten. Daher ſtieg er auch bald in der Gunſt
„des Königs auf einen Gipfel, den noch niemand
„vor ihm erſtiegen hatte. Allein je mehr er hatte,
„je mehr wollte er haben. Die Königin war ſchön;
„er wagte es, ihr von Liebe vorzuſagen: doch hielt
„er es, um ihr zu gefallen, für unumgänglich
„nothwendig, ihr eine Krone anbieten zu können,
„und plözlich entſpann ſich der Gedanke in ihm,
„ſeinen König vom Throne zu ſtoßen.

„Dieſer Prinz führte eben Krieg gegen zwey
„ſeiner Nachbarn. Er theilte ſeine Truppen, führ-
„te die eine Hälfte ſelbſt an, und übergab das
„Kommando der andern dem Yanſu (ſo hieß der
„Günſtling.) Ich will dich nicht mit der Erzäh-
„lung dieſes Kriegs ermüden; beide Parteyen tha-
„ten, wie gewöhnlich, große Thaten, und machten
„noch größere Fehler. Endlich wurde der König
„überrumpelt und geſchlagen: Yanſu hingegen,
„der gegen einen andern benachbarten König ge-
„fochten hatte, blieb Ueberwinder, und der Vor-
„theil, den er von dieſem Siege zu erhalten ſuch-
„te, war, daß er ſich mit den Ueberwindern des

„Königs vereinigte, und dieſen zwang, ſich in
„die Hauptſtadt zurückzuziehen.

„Nanſu fand Mittel, der Königin zu hinter-
„bringen, daß er alles dieſes um ihrentwillen thue,
„und daß er den Vorſatz habe, ſie auf den Thron
„zu heben. Der unglückliche Prinz hatte bisher
„nichts als Hochachtung für ſie empfunden; kaum
„aber ſah er ſich in Gefahr, ſie zu verlieren, als
„ſie ihm unausſprechlich theuer wurde. Sie der
„Gefahr einer Belagerung auszuſetzen, war ihm
„ein unerträglicher Gedanke, und doch wußte er
„nicht, wem er ſie anvertrauen ſollte. In dieſer
„Verlegenheit dachte er an mich. Mein Alter,
„meine Erfahrungen, und noch mehr meine ge-
„ſunde Philoſophie, hatten mich gelehrt, Fehler
„zu verzeihen; vorzüglich Königen, die täglich
„von einem Haufen Irrlichter umgeben ſind. Ich
„nahm den Auftrag an, geleitete die Königin und
„eine vierjährige Prinzeſſin, die einzige Erbin des
„Thrones von Sevagy, bis zu dem nächſten Ha-
„fen: Beide waren verkleidet. Wir flohen auf
„eine von den Inſeln, die dieſes Meer bedecken,
„und erwarteten da Nachricht von dem Schickſale
„des Königs. Acht Tage nachher verkündete der

„Ruf, daß er eine große Schlacht und das Leben „verloren, und leider verkündete der Ruf nur all„zuwahr. Die Königin überlebte ihren Gemahl „nicht lange, und überließ mir die traurige Sor„ge, ihr Kind zu erziehen. Das Volk, das die „Inſel unſers Aufenthalts bewohnte, beſtand aus „Wilden und Barbaren: ich milderte ihre Sitten. „Man flüſterte dem Herrn der Inſel in die Oh„ren, es ſey nicht gut, wenn ſeine Unterthanen „wüßten, daß ſie Menſchen wären, und bat ihn, „mein ſträfliches Beginnen nach der Strenge zu „unterſuchen. Ich wurde auf ſeinen Befehl in „Verhaft gebracht, und bey dieſer Gelegenheit „nahm man mir alles, was ich hatte. Die Liebe „der Inſulaner, die ich mir erworben hatte, be„freyte mich endlich aus ſeinen Händen, ſammt „der verlaſſenen Waiſe. Ich ſchiffte mich in aller „Stille mit ihr ein, und gewann einen Hafen des „feſten Landes. Lange hoffte ich, der herumir„renden Erbin von Sevagy die Protektion eines „oder des andern benachbarten Prinzen zu ver„ſchaffen; allein der Uſurpator hatte ſie alle wider „uns eingenommen, und anſtatt ihre Hülfe er„warten zu können, mußten wir fürchten, von

„ihnen verrathen zu werden. Endlich führte ich „die Prinzeſſin in ihre eignen Staaten zurück, „und wählte dieſe Einſamkeit. Seit ſechs Jahren „iſt dies unſre Wohnung, und wir ſind noch nie „weder erkannt noch beunruhigt worden. Immer „habe ich gehofft, daß man dem Yanſu den ge„raubten Thron wieder entreiſſen werde; er hat „zu ſehr Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, als „daß er immer ungeſtraft bleiben ſollte. Meine „Ahndungen, deine Tafel, und du ſelbſt, laſſen „mich hoffen, daß dieſer Zeitpunkt nahe iſt, und „in der verzweifelten Lage, in der wir ſind, müſ„ſen wir, nach meiner Meynung, einen entſchei„denden Streich wagen.“

Zanti (ſo hieß der Greis) ſtellte unſerm Eremiten die Erbin, die er krönen ſollte, vor: es war das nämliche Mädchen, die er beym erſten Anblick für eine Wilde hielt. Sie war nur mit Lumpen bedeckt, theils um ihre Verfolger zu hintergehn, theils, weil ſie nichts beſſers hatte. Indeß beſaß der Alte noch immer den Ring und einige andere Edelſteine der Königin, womit er die ächte Herkunft der jungen Prinzeſſin beweiſen konnte. Auch die Natur hatte ſchon dafür geſorgt,

daß ſie unmöglich zu verkennen war; denn ſie ſah ihrer Mutter ſo ähnlich, als eine Roſenknoſpe der andern. Aber Tam-zy verließ ſich am meiſten auf den Reiz der Neuheit; denn er wußte wohl, wie ſehr der Pöbel das Wunderbare liebt, und wie leicht er ſich deſſen überredet.

Die Waiſe nahm mit ihren beiden Begleitern den geraden Weg nach der Hauptſtadt, wo ihre Ankunft einen großen Zuſammenlauf des Pöbels verurſachte. Man umringte ſie mit neugierigem Erſtaunen. Plözlich rief Tam-zy aus: „Ihr Einwohner von Sevagy! ſehet da eure Königin!“

Dieſe Worte verurſachten ein Gemurmel unter der Verſammlung. Einige, die die Prinzeſſin erkannten, wiederholten ſie jauchzend; Andere lachten drüber. Der Lärm verbreitete ſich bald bis zu dem Palaſte des Yanſu. Seine Garde lief herzu: man bemächtigte ſich der Prinzeſſin, des Alten, und des Einſiedlers. Jedes von ihnen wurde in einen beſondern Kerker geſperrt, und bis zur nähern Unterſuchung genau bewacht.

Sechszehntes Kapitel.

Tam-zy machte es, wie er es gewöhnlich in ſolchen Fällen zu machen pflegte: er grübelte der wunderlichen Laune ſeines Schickſals nach, und, da er die ſchnellen Abwechſlungen deſſelben einmal gewohnt war, ſo fürchtete er auch diesmal nicht im geringſten, daß ewige Gefangenſchaft oder ein ſchimpflicher Tod ſein Loos ſeyn würde. Nur der Zuſtand des Zanti und der verwaiſten Prinzeſſin beunruhigten ihn. Dazu kam noch das Bild der Ziſka, mit dem er ſich immer wider Willen beſchäfftigte, ſo oft er unglücklich war.

Yanſu kam, diejenige zu ſehn, die ihn vom Throne zu ſtoßen unternommen hatte. Er fand in ihr alle die Züge der Königin, und zweifelte keinesweges, daß es nicht ihre Tochter ſey. Dieſer Anblick wehte die Aſche von ſeiner Seele, und offen lag nun die Kohle, die bis dahin noch immer, nur verborgen, geglimmt hatte. Er wußte, daß ihre Mutter todt war; die junge Prinzeſſin aber ſchien ihm völlig würdig, ihre Stelle zu erſetzen. Er ließ ſie ihrem Stande gemäß kleiden: das vermehrte ihre Reize und die Begierden des

Tyrannen. Allein, da er die Tugend des Alten und die Kühnheit des Eremiten fürchtete, beſchloß er, ſie Beide ſterben zu laſſen, und dies ſollte vor den Augen des ganzen Volks geſchehn; ein Gedanke, den ihm vermuthlich der böſe Feind eingegeben hatte, und der ſeiner Klugheit wenig Ehre macht.

Beide wurden auf den Richtplatz geführt: eine zahlloſe Menge lief herzu. „Ihr Einwohner von Sevagy!“ rief Tam-zy: „man tödtet vor „euren Augen den weiſen Zanti, den einzigen, „der ſeinem Könige treu blieb.“ Bey dem Namen Zanti fing der biedre Theil der Bürgerſchaar an zu murmeln. Alle erkannten leicht den guten Greis; alle beklagten ihn: aber keiner wagte es, ihm zu helfen; denn Biederſinn iſt nur ſelten unternehmend, und Weisheit iſt es niemals. Doch eben jezt, da der Tod unvermeidlich ſchien, erkannte das Volk in dem Eremiten ſeinen Wohlthäter. Plözlich bewaffnete ſich ein jeder mit dem, was ihm zuerſt unter die Hände kam. Man entriß ſie Beide den Händen des Scharfrichters. Die Garde wurde zerſtreut, der Palaſt geſtürmt und geplündert. Yanſu zog zwar einige Truppen an

ſich; als er aber eben im Begriff war, auf das Volk loszugehn, endete ein vergifteter Pfeil ſein Leben.

Es war die höchſte Zeit für die junge Gefangene. Man hatte ſchon alle Zubereitungen zu der Vermählungscärimonie vorgekehrt, und einen Tag ſpäter wäre ſie Ehefrau und Königin wider ihren Willen geweſen. Doch dieſe Verkehrungen waren nicht ganz umſonſt. Man krönte ſie mit aller nur erſinnlichen Pracht, und der indianiſche Geſchichtſchreiber bemerkt, (was wir ohne das ſchwerlich geglaubt haben würden) daß ſie mitten unter dem pomphaften Gewühl weder den Eremiten noch den Zanti vergeſſen habe. Dieſer leztere trat wieder in alle ſeine alten Rechte. Die, die dem Yanſu am meiſten zu verdanken hatten, waren nun die erſten, ſein Andenken zu verfluchen. Zanti lebte, wie er immer gelebt hatte, das iſt, er ſagte der jungen Königin immer die Wahrheit, und bat ſie, die Schmeicheley von ihrem Throne zu verbannen.

Tam-zy wollte ſeine Pilgerkutte durchaus nicht an den Nagel hängen. Er hoffte täglich, daß ſein Orakel ihn von neuem auf Abentheuer ſenden wer-

de; doch die eherne Tafel ſchwieg, und die Königin, die ſichs nun einmal in den Kopf geſezt hatte, ihn zu belohnen, machte ihn zum Befehlshaber ihrer Truppen.

Tam-zy hatte nur Muth und geſunden Menſchenverſtand. Ein alter Obriſter, der zwanzig Schlachten hatte gewinnen und verlieren ſehn, ſchrie überall, daß alles dies, ohne Erfahrung, ſo viel ſey, als ein Schiff ohne Steuerruder. Tam-zy wollte dieſen Satz auf den Probierſtein bringen. Ein benachbarter König wollte den Tod des Yanſu rächen, oder vielmehr ſein Nachfolger werden. Der neue General zog ihm entgegen. Es ging juſt wie bey Roßbach. Er hatte das Glück, ſeinem Feinde verächtlich vorzukommen, und das beförderte ſeinen Sieg. Er verwundete ſogar den König ſelbſt, machte ihn zum Gefangnen, und führte ihn in die Hauptſtadt. Hier legte man dem Ueberwundenen ſehr gelinde Friedensbedingungen vor, die er jedoch ſehr hart fand. Sie waren folgende: „Bekriege nur dann deine Nachbarn, wenn dich das Völkerrecht die Waffen ergreifen heißt, und vertheidige die, die ungerechterweiſe angefallen werden.“ Der gefangene König

unterſchrieb dieſe Bedingungen freylich wider Willen, war aber feſt entſchloſſen, ſie nur ſo lange zu halten, als ihm die Flügel beſchnitten ſeyn würden.

Siebenzehntes Kapitel.

Tam-zy ſah ſich nun auf einmal, nach dem Beyſpiel vieler Helden unſers Zeitalters, groß und geehrt, ohne eben recht zu wiſſen, wie das Ding eigentlich zugegangen. Er fand glücklicherweiſe noch hundert andere Gelegenheiten, ſeine Talente zu zeigen, und doch ließ er keine entſchlüpfen, auch die Talente Anderer zu belohnen. Er machte ſich beſonders dadurch um den Staat verdient, daß er denen, die nur unglücklich waren, Zeit ließ, den Eigenſinn ihres Schickſals zu bekämpfen, und ihre Glücksumſtände zu verbeſſern. Zanti ſah wohl ein, daß der neue General weit größere Belohnungen verdiene, und die junge Königin ſelbſt hatte längſt darauf gedacht. Sie vergaß nie, was ſie dem Tam-zy ſchuldig war, und, was noch wunderbarer iſt, ſie erinnerte ſich deſſen

mit Vergnügen. Gern hätte ſie die Krone, die ſie aus ſeiner Hand erhielt, mit ihm getheilt, aber Tam-zy bemerkte dieſe günſtigen Geſinnungen nicht, oder wollte ſie nicht bemerken. Er war überhaupt ſeit einiger Zeit nicht mehr recht bey Laune. Der Hof machte ihm Langeweile; er verlor ſich oft in dem Gedanken an Ziſka, ohne jedoch den Vorſatz zu faſſen, ſie wiederzuſehn, und kurz, ihm fehlten neue Abentheuer. Eben als dieſe Leere in ſeinem Innern begann ihm läſtig zu werden, erblickt' er auf der ehernen Tafel folgendes:

Der ruhigſte Hof iſt ein ſtürmiſches Meer.
Ein ſtürmiſches Meer iſt oft weniger gefährlich als der ruhigſte Hof.

Tam-zy legte dieſen Orakelſpruch ſo aus, wie es die jetzige Stimmung ſeiner Seele heiſchte. „Auf „dem Meere,“ rief er, „will ich eine Ruhe ſuchen, „die mir der Hof nicht gewährt.“ Er ging, um von der Königin ſeinen Abſchied zu verlangen, eben als Zanti kam, ihm ihre Hand und ihre Krone anzubieten. Tam-zy ſchlug beides, wie leicht zu erachten, aus; allein er befand ſich doch in einer großen Verlegenheit, als er ſich genöthigt

ſah, vor der Königin zu erſcheinen, und dieſe ihn fragte, „ob ſie denn ſo ſehr häßlich in ſeinen Au„gen ſey?“ Unſer Held erhob ihre Reize, entſchuldigte ſich blos mit dem Neid, den ihm ſeine Erhebung vom ganzen Hofe zuziehn würde, und ließ endlich ein paar Wörtchen von ſeiner geliebten Ziſka fliegen.

„Vermuthlich iſt ſie ſehr ſchön?“ frug die Königin mit einem hämiſchen Lächeln. — „Nicht „ſo ſchön, als Ihro Majeſtät!“ erwiederte Tam-zy.

Die Königin. Und du gehſt, ſie aufzuſuchen? und mich läßt du . . . Sie ſtockte. — Tam-zy verſicherte, daß er ſich weiter als jemals von Ziſka entferne; und dieſe Worte gaben der Königin ihren ganzen Humor, und dem Tam-zy ſeine Freyheit wieder. Er nahm nur wenig von den Geſchenken, die man ihm anbot, und begab ſich in den nächſten Hafen, nachdem er vorher mit Zanti und der Königin ein Trio geweint hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Er fand ein ſegelfertiges, nach einer weit entlegnen Gegend beſtimmtes Schiff. Da ihm alles einerley war, ſo ergriff er dieſe Gelegenheit mit Freuden, ſich einzuſchiffen. Man lichtete die Anker bey dem ſchönſten Wetter, war luſtig und guter Dinge, und die ganze Equipage legte ſich jeden Abend unter der Protektion des Neptuns trunken zu Bette. Endlich kam ein ungebetener Sturm dazwiſchen, und machte aller Fröhlichkeit ein Ende. Das Raſen der Winde war fürchterlich, die Geſchicklichkeit der Matroſen unnütz. Man beſchloß, da die Noth am größten war, das ſchwerſte über Bord zu werfen, und noch überdieß den Gottheiten des Meeres einen von der Equipage zu opfern. Ein reicher Fremdling, glaubte man, ſey am ſchicklichſten dazu, und daher fiel die Wahl auf Tam-zy. Hier half kein Widerſprechen: er wurde den Wellen Preis gegeben, doch, es verſteht ſich, ohne ſeine Reichthümer. Die Wogen des Meeres ſpielten eine lange Zeit Federball mit ihm, und er war eben des Spieles müde, als er unter ſeinen Füßen Land fühlte, und ſich ſo gut als möglich anklammerte. Als die tiefe Finſter-

niß, die das Ungewitter verurſacht hatte, ſich nach und nach theilte, ſah ſich Tam-zy auf der Spitze eines Felſens, der mitten im Meere gewurzelt zu haben ſchien. Solch ein Aufenthalt iſt eben nicht der angenehmſte, beſonders wenn man ſich nicht, wie Ariadne, mit dem Bewußtſeyn ins Meer ſtürzen kann, von einem Gotte gerettet zu werden. Tam-zy hatte hier Muße genug, Betrachtungen über ſein Schickſal zu machen. Er ſah leicht ein, daß er ſich auf dieſem Felſen wahrſcheinlich nicht ſatt eſſen werde, und die Meerwölfe, die er hin und wieder herumplätſchern ſah, ließen ihn ſeine Grabſtätte halb und halb errathen. Sein Gewiſſen erwachte, und ſagte ihm laut, daß er alles dies an Ziſka verſchuldet habe. . . . . . .

Jezt zerriß die Sonne den dicken Schleyer von Wolken, in den ſie ſich bisher gehüllt hatte, jagte den Nebel vor ſich her, und zeigte nun auf einmal dem Tam-zy in einer kleinen Entfernung eine Inſel; aber ſie war doch zu weit entfernt, als daß er es hätte wagen können, ſie durch Schwimmen zu erreichen. Ueberdieß konnte er auch nicht wiſſen, ob die Geſellſchaft der Leute daſelbſt den

Meerwölfen vorzuziehen ſey. Die eherne Tafel ſchwieg, und er fürchtete ſehr, daß er ſie für dießmal misverſtanden habe. Doch, wie groß war ſein Erſtaunen, als er plözlich eine Menge Kähne auf ſich zurudern ſah, die den Felſen umringten. Man nöthigte ihn einzuſteigen, und ſezte ihn unter lautem Freudengeſchrey ans Land. Er wurde in eine große Stadt gebracht, durch alle Straßen geführt, und endlich in einen Tempel geleitet. Hier kündigte alles ein nahes Opfer an. Tam-zy ſuchte mit ſeinen Augen das Opferthier, und muthmaßte, daß die Ehre wohl auf ihn fallen würde.

Der Oberprieſter erſchien, ein Meſſer in der einen Hand und eine Krone in der andern. Eine Menge anderer Bramanen begleiteten ihn, und umſchlungen unſern Ritter mit Blumenketten. Der Oberprieſter hub an und ſprach: „Was ſoll man dem großen Brama opfern? ein ſchwarzes oder ein weißes Schaf?“ „Ein ſchwarzes,“ erwiederte Tam-zy; denn er war völlig überzeugt, daß das ſo ziemlich einerley ſeyn würde. Dem Oberprieſter ſchien es jedoch nicht alſo. Er erklärte mit funkelnden Augen, daß alle diejenigen an der Stelle des weißen Schafes ſterben müßten, die

ſich unterſtünden, ein ſchwarzes opfern zu wollen.
Mit dieſen Worten legte er die Krone auf den Altar, ſtreifte ſich den Ermel bis über den Ellbogen in die Höhe, verſuchte die Schärfe des Meſſers, und frug den Tam-zy: „Wer biſt du?“ — „Ich „war alles,“ antwortete Tam-zy, „und bin nichts. „Ich war Poet, Philoſoph, Richter, Statthal„ter, Staatsgefangener, Miniſter, Einſiedler und „kommandirender General.“

Der Prieſter wurde blaß, und ſagte zitternd: „Wo ſind deine Reichthümer?“

„Ich habe keine mehr.“

Deine Freunde?

„Ich habe nie welche gehabt.“

Deine Schmeichler?

„Ich will keinen haben.“

Wer nöthigte dich, allen dem zu entſagen?

„Mein freyer Wille.“

Wer führte dich unter uns?

„Das Schickſal.“

„Siehe da! unſer König!“ rief plözlich das ganze Volk mit lautem Jubel. Der Oberprieſter ließ das Meſſer aus der Hand fallen, und ſezte dem Tam-zy zitternd die Krone auf das Haupt.

Der neue König, der nicht recht wußte, ob er wache oder träume, wurde in einen prächtigen Palaſt geführt, den man für ihn zubereitet hatte: doch mußte er vorher noch verſprechen, daß er den Irrglauben vom ſchwarzen Schafe fahren laſſen wolle. Nun erklärte man ihm das Räthſel. Dies Reich war ein Wahlreich, und nur das Orakel hatte das Recht, Könige ein oder abzuſetzen. Es bediente ſich dieſes Rechts ſehr oft, denn es ſprach durch den Mund des Oberprieſters, der während der Vacanz jederzeit die Regierung führte, und über die Wahl eines Nachfolgers immer ſehr ſchwierig war. Zehn Jahr waren ſeit dem Tode des lezten Königs verfloſſen, der, um dem Orakel zu gehorchen, ein Bonze geworden, und bald darauf, aus Verdruß, ſo gutwillig gehorcht zu haben, geſtorben war. Der große Brama machte damals durch den Mund des Oberprieſters bekannt, daß man einen Menſchen auf den Thron ſetzen ſolle, der alles geweſen ſey, allem entſagt habe, und nichts des Bedauerns werth finde.

Umſonſt ſuchte man lange nach einem ſolchen Subjekt. Verſchiedene Fremdlinge, die der Zu-

fall oder ihr Misgeſchick an dieſe Inſel warfen, mußten ſtatt des weißen Schafes ihr Leben laſſen, bis endlich Tam-zy erſchien, den Ausſpruch des Orakels zu erfüllen. Dieſer ſezte ſich gleich beym Antritt ſeiner Regierung vor, ein ſchweres Unternehmen auszuführen. Er wollte nämlich alle diejenigen, die ihn umgaben, von Grund aus kennen lernen. Deshalb errichtete er einen neuen Orden, und verſprach den zum Ordensmeiſter zu ernennen (er möchte übrigens turnierfähig ſeyn oder nicht), der ihm den angenehmſten Rath geben würde. Sogleich marterte jeder Hofſchranz ſein bischen Gehirn, und hoffte den Preis davon zu tragen. Der eine rieth dem König, hundert ſchöne Geiſter in Sold zu nehmen, die verbunden ſeyn ſollten, jede Stunde wechſelsweiſe eine Ode zu ſeinem Lobe zu deklamiren; der andere, jedes ſeiner Worte mit goldnen Buchſtaben in Marmor graben zu laſſen; der dritte, er ſolle ein Geſez geben, vermöge deſſen ein jeder, auf den einer ſeiner Blicke fiele, ſogleich zum großen Manne werde, u. ſ. w. Tam-zy ſeufzte innerlich. Endlich näherte ſich ihm ein Menſch, den er bisher unter dem Haufen noch nicht bemerkt hatte, bückte ſich und ſprach: Liebe die Wahrheit!

„Du biſt Ordensmeiſter!“ erwiederte Tam-zy, ſchloß ihn in ſeine Arme, und machte ihn zu ſeinem vertrauteſten Freunde. Um jedoch die andern Rathgeber nicht ohne alle Strafe durchwiſchen zu laſſen, machte er ihre Rathſchläge durch öffentlichen Druck bekannt. (O! wenn das heut zu Tage noch geſchähe! Die Buchhändler würden einen gangbaren Verlagsartickel mehr haben.)

Man hatte ein Serail von auserleſnen Mädchen für den neuen König errichtet. Jede betheuerte, daß ſie ihn aufrichtig lieben, und, im Fall ſeines Abſcheidens aus dieſem Jammerthal, ſich mit ihm verbrennen wolle. Allein keine hatte das Glück, ihm zu gefallen: es blieb eine Leere in ſeinem Herzen, die nur Ziſka füllen konnte. „Theures Mädchen!“ rief er: „du warſt einer Krone „werth! Warum biſt du zu weit von mir ent„fernt? Wie gern theilt' ich die mit dir, die mir „der Zufall gab!“

Schon lange hatte er Befehl gegeben, alle Indianer, die in ſeine Staaten kommen würden, vor ihn zu führen. Eines Tages brachte man ihm einen, der ſchon mit den Unglück weiſſagenden Blumenketten umſchlungen war. Seine

Sprache verrieth einen Landsmann der Ziſka. Tam-zy befragte ihn mit ſichtbarer Bewegung darüber. Der junge Indianer ſtaunte — ſah den Prinzen mit forſchenden Blicken an und antwortete: „Durch welchen ſonderbaren Zufall wird eine Perſon, die man in ihrem Vaterlande kaum dem Namen nach kennt, einem fremden Monarchen bemerkungswerth? Kennſt du ſie?“ —

„Ob ich ſie kenne?“ rief Tam-zy.

Der junge Indianer that einen lauten Schrey und fiel in Ohnmacht.

Nun nehmt, meine lieben Leſer, alle die Drama's zu Hülfe, die ihr bey der Hand habt: es wird ſich ſchon eine Scene darunter finden, die die Wiedervereinigung des Tam-zy und der Ziſka beſſer ſchildert, als ich es thun könnte. Der indianiſche Autor fühlt ſeine Schwäche ſo ſehr, als ich; denn auch er ſchweigt, und macht blos die armſelige Bemerkung, daß es die höchſte Zeit geweſen ſey, die Ziſka aus den Händen des Oberprieſters zu retten.

Wie lange ſie, Mund auf Mund geheftet, einander in den Armen lagen, kann ich nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß es

ſchon ſpät in die Nacht hinein war, als ſie anfingen, wieder ein wenig zu ſich ſelbſt zu kommen, und Ziſka begann dem Tam-zy ihre Geſchichte zu erzählen, die mein Währmann, der Indianer, folgendergeſtalt protocollirt hat:

Neunzehntes Kapitel.

Ziſka floh einen Omra, der ſie liebte, um dem Tam-zy zu folgen, der ſie floh. Dieſer Entſchluß war die Frucht eines Traumes, in dem ihr ein Greis erſchienen war, der ſie auf folgende Weiſe angeredet hatte:

„Der, deſſen Verluſt du beweinſt, beweint auch den Deinigen. Auf! und folge deinem Schickſale! dieſer Ring wird dein Führer ſeyn: es iſt der Ring der Sympathie."

Bey dieſen Worten erwachte Ziſka: der Greis war verſchwunden, aber — der Ring ſtak an ihrem Finger.

Warlich! es bedarf weit weniger, um ein liebendes Weib zu überreden. Ziſka verbarg ſich in Mannstracht und reiſte ab. Der Ring, der ſie,

vermöge ſeiner Eigenſchaften, nur zu Tam-zy ſelbſt, oder doch zu denen, die ihm theuer waren, führen konnte, geleitete ſie zuerſt zu Amanzul und Zilia. Dieſe hatten ihren Wohlthäter noch nicht vergeſſen, aber ſein Schickſal war ihnen unbekannt. Ziſka hielt ſich nur ſo lange bey ihnen auf, als das Vergnügen, von ihrem lieben Tam-zy reden zu hören, ſie feſſelte. Sie kam von da an den Hof, deſſen Premierminiſter er geweſen war. Alles war hier, ſeit er weg war, ſein Freund geworden. (Sehr natürlich!) Ziſka wurde von einer Menge Schranzen umringt, die den Tam-zy aus vollem Halſe bewunderten, aber keineswegs Willens hatten, ihm nachzuahmen. Sie hätte gern mit der Königin geſprochen, aber der Ring widerſezte ſich jederzeit.

Von da kam ſie in das Königreich Sevagy. Tam-zy war weg, allein ſein Ruhm war noch überall. Zanti hatte ſeine Thränen noch nicht abgetrocknet, und der jungen Königin kam es ſehr ſonderbar vor, daß ſie ihn nicht haſſen konnte. Sie hatte, ſeit ſie ihre Einöde verlaſſen, alle die edle Einfalt abgelegt, die ſie damals ſowohl kleidete, und wußte ſich zu verſtellen, troz dem alten

Hofmarſchall. Die Nachforſchungen des jungen Unbekannten erweckten ihre Neugier. Sie wollte ihn ſehen, und Ziſka, ihrem Ringe zufolge, widerſezte ſich nicht. Die Königin erkannte bald in der verſtellungsloſen Ziſka ein Mädchen, und — was noch ſchlimmer war — ihre Nebenbuhlerin. Es kam ihr weit leichter vor, dieſe zu haſſen, als den Tam-zy. Nichts deſtoweniger liebkoſete ſie ihr, wollte ſie mit Geſchenken überhäufen und an ihrem Hofe zurückbehalten. Ziſka wurde ihren Haß nicht gewahr, erwiederte ihre Liebkoſungen, ſchlug ihre Geſchenke aus, und ſezte ihren Weg fort.

Sie kam in den nämlichen Hafen, wo ſich Tamzy eingeſchifft hatte, und beſtieg das erſte ſegelfertige Schiff. Nach einigen Tagen machte ein Seeräuber Jagd auf daſſelbe: die ganze Equipage gerieth in Schrecken. Man machte Anſtalt, ſich zu vertheidigen: nur Ziſka blieb ruhig, und wunderte ſich über den geheimen Zug, den ſie verſpürte, ſich dem Räuber zu nähern. Dieſer griff wütend an: man vertheidigte ſich muthig. Ziſka focht eine Zeitlang unter ihrer erborgten Kleidung tapfer; doch endlich, als der Räuber das Schiff eben zu

entern ſuchte, konnte ſie dem Ringe nicht länger widerſtehn, und ſprang hinüber in das feindliche Schiff. Das angegriffene machte ſich faſt in demſelben Augenblicke los, entwiſchte, und Ziſka blieb allein und gefangen.

Man wußte nicht, daß ſie ein Frauenzimmer war. Man betrachtete ſie als ein Opfer, das würdig ſey, von der Hand des Oberprieſters geſchlachtet zu werden. (Vermuthlich haben die Leſer ſchon längſt errathen, daß der Seeräuber einer von Tam-zy's Unterthanen war.)

Ziſka trat in den Tempel, gab ihre Stimme dem ſchwarzen Schafe, und der Oberprieſter ſtreifte ſich eben wieder den Ermel auf, als ſie der Befehl des Tam-zy noch zu rechter Zeit dem Opfermeſſer entriß. Tam-zy ließ ſie kurz darauf krönen, und verabſchiedete alle die Weiber, die bisher, der Etikette wegen, ſein Serail bevölkert hatten. Er ſchäzte ſeine Unterthanen, führte ſelten Krieg, ſchaffte Misbräuche ab, liebte Ziſka, machte alles glücklich um ſich her, war es ſelbſt, und — — nun verſchwand die eherne Tafel.

Zoroaſter.

Fragment aus der Cyropädie.

Als Cyrus, Perſiens Regent,
In ſeinem Reiſewagen
Faſt durch den ganzen Orient
Sich Land für Land getragen;
Beſchloß er endlich auch, die Magen
Am Golf von Perſien
Und Zoroaſtern ſelbſt zu ſehn.
Der Held war damals ungefähr
Nicht weniger, noch mehr
Vom Golf entfernt, als Joſeph, Deutſchlands
Cyrus,
Von Voltärs Ferney war.
So nah? — da ging ich ſelbſt, fürwahr!
Und wär' ich auch ſo arm, als Irus.
Herr Zoroaſter hatte zwar
Den Cyriſchen Beſuch noch nicht begehrt;
Doch Zoroaſter war der Ehre völlig werth.

Er führte Seine Majeſtät
In einen düſtern Myrtenhain,
Der ganz für einen traurigen Damöt
Schien ausgeſchmückt zu ſeyn.
Im dunkelſten Gebüſche war
Ein runder Platz mit Raſenſitzen,
In deſſen Mitte ein Altar,
Den Oromazes nicht mit ſeinen Blitzen,
Nicht Viſtnou's oder Brama's Bild,
Und nicht das heilge Feuer füllt.
Ein Mädchen war's, in Marmor ausgehauen,
Die, traun! den griechſchen Götterfrauen,
An Grazie und Schönheit glich.
Es wäre kühn und freventlich,
Von ihren Zauberreizen allen
Ein Bild euch vorzulallen;
Ich würde ſchwerlich der Natur
Getreu den Pinſel führen,
Und oft mit eigner Phantaſie
Des lieben Mädchens Büſte zieren;
Denn — unter uns — ich ſah ſie nie.
Ein jeder Jüngling darf ja nur
Ihr ſeines Mädchens Reize ſchenken,
Und jede meiner Leſerinnen

Sich ihre eigne Büſte denken;
So wett' ich, wird das Bild quaeſtionis mehr gewinnen,
Als wenn ich hundert Federn kaute,
Erſt jeden geheimen Reiz durchſchaute,
Und dann recht à la Grecourt mich
Vertraulich hin an eure Ohren neigte,
Und unter verſchobnem Flor und Schleyer freventlich,
Bald Bruſt, bald Nacken, bald noch andre Dinge zeigte.

Der Philoſoph bat unſern Held,
Die nächſte Raſenbank zu füllen,
Und ſprach mit ihm vom Bau der Welt,
Von all' den philoſophſchen Grillen,
Propheten, Göttern und Sybillen,
Vom erſten Urſprung aller Weſen,
Und wie das alles deutlicher
In der Cyropädie zu leſen.
Allein von ungefähr
Bemerkte Perſiens Königin,
Die neben Zoroaſtern ſaß,
Und, weil ſie eben keinen Sinn

Für den gelehrten Tand beſaß,
Um deſto ämſiger in ſeinen Augen las,
Daß ſeine Blicke ſich nicht ſelten
Des ſchönen Mädchens Bild zu ihrem Standpunkt
wählten,
Daß dann er ſtets aus dem Contexte kam,
Melancholie und ſtiller Gram
Durch alle ſeine Muſkeln bebte,
Und oft auch eine Thräne ſich
Still über ſeine Wange ſchlich,
Die er umſonſt zu unterdrücken ſtrebte.

Mit Freuden hätt' ſie einen Strich
Von Cyrus Landen drum gegeben,
Wenn Zoroaſter ihr dies Beben und dies Streben
Nach jener Büſt' auf dem Altar
Erkläret hätte. Doch er war
Auch ohne dies erbötig, auf ihr Bitten,
All das, was er hier unterm Mond gelitten,
Ihr rein zu beichten, und begann
Darob den folgenden Roman:

* * *

„Das Schickſal warf mich in die Zahl
Der Unglückſeligen, die es zum Raub beſtimmte
Dem Schmeichler, der, wenn auch der Tugend-
funke glimmte,
Vom Anbeginn der Welt ihn aus dem Buſen ſtahl,
Mit Gift ihn löſcht', und dann den Jüngling, den
er trog,
Und der ſo unbefangen ſchuldlos beide Ohren
Dem Teufel lieh, bis in den Abgrund zog;
Kurz, Herr, ich bin ein Prinz geboren. —
Mein Vater war der König der Sephiten,
Ein Volk in Indien. Ich bin ſein ältſter Sohn,
Und war ſein Liebling. Roſig flohn
Der Kindheit Tage mir, ach! nur zu ſchnell ver-
blühten
Die ſüßen namenloſen Freuden,
Die Unſchuld, Unbefangenheit,
In jener jugendlichen Zeit
Mir wonnig in das Leben ſtreuten.

„Einſt, als ich einſam auf der Jagd
Mich tief in einem düſtern Wald
Auf unwegſamen Pfad gewagt,
Erblickt' ich plözlich die Geſtalt

Von einem Mädchen — Gott! — ſo engelſchön,
Daß es im Taumel ſchon
Mir dünkt', ſie ſey von Oromazes Thron
Auf dieſe Welt herabgeflohn.
Gleich einer Büſte blieb ich ſtehn,
Und grollte heimlich mit den Blättern,
Die zwiſchen mir und ihr ſich dick
Verwebten; doch — ich ſah den Zauberblick,
Erborgt von allen Liebesgöttern.
Nachläſſig lag ſie da;
Ich wähnte nicht, daß mir ſo nah
In ihrem Auge Tod
Für meine Ruhe ſey, und unbefangen ſah
Ich nach ihr hin, und glühte, Morgenroth
Von ihrer Lippe zu trinken,
In ihren Arm zu ſinken,
Da zu enthüllen jede Falte
Des Schleyers, der die Marmorbruſt umwallte.
Doch als ich ſo mit giergen Blicken lauſchte,
All' ihren Zauber in mich ſchlang,
Und nur, von innerm Liebesdrang
Gezogen, näher trat; da rauſchte
Mein Fuß im Gras, und ſchüchtern ſprang
Sie auf — ſah nach mir hin —

Ich öffnete den Mund, um mit dem ſanften Hauche,
Dem Ruf der Liebe, ſie zurückzuziehn;
Doch ſchnell — wie alle Freuden fliehn —
Entfloh auch ſie, Selima, meinem Auge.

„Auf Flügeln der Liebe folgt' ich ihr,
Und kam noch eben, als ihr lilienweis Gewand,
Am Ende des Walds, in der Thür
Des Tempels der Veſtalen verſchwand.

„Dem müden Wandrer gleich,
Der bey dem blaſſen Licht der Sterne
Durch das Geſträuch
Mit frohem Muth von ferne
Ein Haus erblickt, den laßgewordnen Schritt
Verdoppelt, und mit jedem Tritt
Das Ziel des Wunſches deutlicher erkennt,
Nicht geht, nein, ihm entgegen flieht! —
Und nun auf einmal ſieht,
Daß noch ein tiefer Fluß ihn ohne Hoffnung trennt:
So war mir, in der nächſten Minute,
So, und noch ſchrecklicher zu Muthe.
Nachdenkend, traurig kehrt' ich um,
Und blickte oft zurück nach jenem Heiligthum.

„Selima iſt ihr Name!“ ſagte
Ein Höfling mir, mit dem ich jagte,
Und den ich, mit erkünſtelter Ruh,
Den Tag darauf um ſeine Meynung fragte.
„Ein guter Greis,“ ſezt' er hinzu,
„Ein Prieſter Brama's iſt ihr Vater.
„Er floh aus Lycien, ſeit funfzehn Jahren hat er
„Den Tempel der Veſtalen im Beſitz,
„Und unterhält das heilge Feuer.“

„Ein jedes ſeiner Worte war ein Blitz
Für mein verwundet Herz. Selima war mir theuer
Seit jenem erſten Augenblick,
Und ohne ſie, wo war für mich ein Glück!
Was ſollt' ich thun? — Sie mit Gewalt
Der Veſta Freyſtatt zu entreißen,
Das konnt' ich nicht! — Mein Vater wurde alt,
Und dann iſt's in der Bruſt der Greiſen
Gewöhnlich für den Schmerz der Liebe kalt.
Er würde ſeinen liebſten Sohn
Verflucht, verſtoßen haben,
Und der Bramine hätte vielleicht
Aus Eifer für die Religion

Selimen in den Flammen begraben.
Doch Jugend und Liebe macht alles leicht!
Die erſten Pflaumenhaare
Entkeimten eben meinem Kinn;
Kaum hatt' ich achtzehn volle Jahre
Durchlebt, und flüchtig war mein Sinn.
Ein Prinz — o! dacht' ich, der darf thun,
Was er nur immer will;
Genug, er iſt ein Prinz! und dann ſchweigt jeder ſtill.
Er ſey ein Held, ein Böſewicht,
Sie lachen, wenn der Fürſt nur lacht;
Bewundern immer, was er ſpricht,
Es ſey bedacht, ſey unbedacht;
Sie ſchlafen, wenn er ſchläft, und wachen, wenn er wacht.

Auch ich verließ mit Zuverſicht
Auf dieſen Trugſchluß mich. Ich barg in Mädchentracht
Mein jugendlich Geſicht
Und hatt' ein lang Gedicht
Von meinem Mißgeſchick gar künſtlich ausgedacht.
Ich ſchlich um Mitternacht

Aus meines Vaters Burg, halb vor dem Ausgang bebend
Und halb in ſüßer Hoffnung ſchwebend,
Kam zum Braminen, den ich bald
Durch meine trügende Geſtalt,
Durch die Erzählung meiner Leiden
Bewog, mir einen Aufenthalt
In ſeinem Tempel zu bereiten.
Ich ſchwamm in einem Meer von Freuden!
Selima täglich mir zur Seiten,
Täglich vertrauter mit Amanen,
(So nannt' ich mich) ließ hoffen, nach und nach
Mir einen blumigen Weg zu bahnen,
Der meinem innern Wunſch entſprach.

„Oft, wenn das Morgenroth
Der öſtlichen Wolk' entquoll,
Und ſanfter Gefühle voll
Selime mir den Arm, um luſtzuwandeln, bot,
Zog ich ſie traulich nach mir hin,
Und ſprach mit ihr vom erſten Triebe
Des ganzen All — von Liebe:
Ich malte mit den ſchönſten Farben ihn,
Rief jedes roſige Geſchick

Von Liebenden, die glücklich waren,
Und täglich durch ſich ſelbſt ſich neues Glück ge-
bahren,
In mein Gedächtniß ſchnell zurück,
Und ſo verſucht' ich allgemach
Sie zur Entdeckung zu bereiten;
Doch konnt' ich freylich nicht vermeiden,
Daß oft mein Blick zu feurig ſprach,
Und der Gedank' an jene Freuden,
Die mir ſo herrlich und ſo ſüß
Selimens Liebe einſt verhieß,
Die Aſche dann von meiner Seele blies,
Und offen nun die Kohle lag,
Die nur geheim ich nähren wollte.
Selima blickte forſchend dann,
Wenn ſchmachtend ihr mein Aug' entgegen rollte,
Die traute Freundin an:
„Faſt ſcheint's, Amana hat gefühlt,
„Was ſie erzählt: man ſpricht mehr abgekühlt
„Von Dingen, die man nur vom Hörenſagen hat.
„Mir dünkt, du liebteſt ſelbſt!“ So ſprach ſie oft
und bat,
Mich ihr als Freundin zu entdecken;
Oft auch verſuchte ſie durch Scherze, loſes Necken,

Mein Innres zu ergründen
Und mein Geheimniß zu entwinden:
Doch kam, von allem Argwohn frey,
Ihr nimmer in den Sinn,
Zu wähnen nur, Amana ſey
Nicht, was zu ſeyn ſie ſchien.

Auch war mein Vorſatz nicht,
Das liebe Mädchen zu verführen;
Ich ehrte ſtets ein Mädchenangeſicht,
Das Spuren reiner Unſchuld zieren.
Mein Herz war unverdorben,
Und tugendlich Gefühl in mir noch nie erſtorben.
Mein Vorſatz war,
Wenn binnen einem Jahr
Selimens Lieb' ich mir erworben,
Ihr das Geheimniß zu enthüllen,
Und ſie zu bitten, mit dem Mann,
Der nach und nach ihr Herz gewann,
Einſt der Sophiten Thron zu füllen.

Zwey Monden waren nun verfloſſen,
Zwey Monden — ach! in denen wir
Das reinſte Glück genoſſen,

Und ſtets nur Bluhmen mir
Auf meinem Pfad entſproſſen.

Mit Freuden hätt' ich unverdroſſen
In dieſer Einſamkeit mein Leben hingeträumt,
Den väterlichen Thron,
Dem ich allein aus Lieb' entflohn,
Gern meinem Bruder eingeräumt;
Doch plözlich trennte mich ein böſes Schickſal hart
Von der, um die ich pflichtvergeſſen ward.

„Einſt ſtieg die ganze Schaar
Der Prieſterinnen,
Wie dieſes ihre Sitte war,
Auf einen Berg, um da vor dem Altar
Das Opfer zu beginnen,
Und mit geweihter Hand
Das heilge Feuer zu erhalten.
Fröhlich wallten
Wir alle Hand in Hand,
Von jenem alten
Braminen nur begleitet.
Kaum hatten wir zum Opfer uns bereitet,
Als plözlich uns ein Heer

Von Räubern (wie ich damals glaubte)
Umgab, und ohne Gegenwehr
Selimen ſamt dem Alten raubte.

„O! was ich da empfand!
Ha! wer vermag es auszudrücken?
Sinnlos ſtand
Ich da mit funkelnden Blicken,
Und mußte ſie verſchwinden ſehn,
Und ſollte nun allein in jenen Tempel gehn,
In jene freudenloſe Wüſte,
Wo mir den Aufenthalt Selima nur verſüßte.
Nein! — Wütend warf ich mein Gewand
Im Angeſicht der Veſtalinnen
Zur Erde, floh von hinnen
Mit halb zerrütten Sinnen,
Verließ mein Vaterland,
Das ſonſt geliebte Indien,
Durchlief ganz Aſien,
Nur Ein Gedank' beſeelte mich:
Selima! — ach! — ich ſuchte dich!“ —

Hier heftete ſich Zoroaſters Blick
Auf jene Büſte; — feyerlich

Schwieg alles einen Augenblick,
Doch kam der Philoſoph bald zu ſich ſelbſt zurück.

„Einſt,“ fuhr er fort, „als hofnungslos
Mit unbeſtimmten Schritten ich
Das Land der Lycier durchſtrich,
Da trieb die Sonnenhitze mich
In einen nahen Wald; ich warf mich hin aufs
Moos,
Um in der Ruhe Schoos
Mein unglückſelges Loos
Auf wenig Stunden zu vergeſſen,
Und von der gütigen Natur
Ein wenig Schlummer nur
Für mich Ermüdeten, Kraftloſen zu erpreſſen.

* * *

„Kaum hatte der Flügel des Morpheus mein Auge gedeckt, als fernes Jagdgeſchrey in meine Ohren tönte: ich verbarg mich ins Gebüſch und lauſchte erwartungsvoll, als es ſich zu nähern begann. Ein Zug rüſtiger Jäger ritt verbey: dieſem folgte in Schaaren ein Mädchenheer. Ihre Gewänder umflatterten die ſchneeweißen Zelter,

eine beſcheidene Roſe ſchmückte das blonde Haar, ein Köcher mit Pfeilen hing nachläſſig über ihre Schultern,

— und in der Hand
Hielt jede einen Bogen,
Zum Schuß geſpannt. —

„Wie? — hat mein Auge mich betrogen?“
Rief ſtaunend ich,
Als ſie den Buſch vorbey gezogen;
„Selima! ſah ich dich?“

„Sie wars, die in der Mitte
Der Mädchen ich erblickt.
„Ha! Seligkeit! — Bald flog ich halb entzückt,
Von ſüßer Hofnung angeblickt,
Bald ging ich langſam nur mit zweifelhaftem Schritte
Der nahen Hauptſtadt zu. Ein unbekanntes Beben
Nahm meine ganze Seele ein;
Doch hätt' ich keinen Dank darum gegeben,
Der ängſtlichen Empfindung loszuſeyn.
Es war mir alles ſo behäglich,
Mein Herz ſo wolluſtvoll erweicht,

Nur der Gedanke, mich vielleicht
Getäuſcht zu haben, unerträglich;
Denn, ach! ein ſchöner Traum bleibt doch am End'
ein Traum.
Doch meine Seele hatte kaum
Den ſchwarzen Argwohn mir geboren,
Als plözlich jeder Zweifel ſchwand;
Denn eben war ich in den Thoren
Der Hauptſtadt angekommen, ſtand
Auf meinen Stab gelehnt, nicht fern
Von einem Säulengang, als einer von den Herrn,
Die immer gar zu gern
Ein fremd Geſicht mit höflichem Ungeſtüm
Um Namen, Vaterland,
Und tauſend Kleinigkeiten fragen —
Jedoch dagegen ihm,
Wenn er's verlangt, mit Freuden alles ſagen,
Was ſeit Jahrhunderten in ihrer Vaterſtadt
Sich dann und wann beſonders zugetragen —
Als, ſag' ich, ſolch ein Schwätzer zu mir trat,
Und, ohne daß ich ihn mit vielen Fragen quälte,
Mir Folgendes erzählte:

* * *

„Schon ſeit einigen Jahrhunderten werden „die Lycier von Weibern beherrſcht. Siehe da! „den Urſprung dieſer Regierungsform. Die Ly„cier waren während eines langen Friedens ſo „weibiſch geworden, daß ſie anfingen, ſich blos „mit ihrem Putz zu beſchäftigen, und alle Fehler „des beſſern Geſchlechts nachzuahmen; ohne je„doch das Sanfte, Hinreißende in ihrem Charak„ter erreichen zu können. Wollüſte traten an die „Stelle liebenswürdiger Leidenſchaften. Sie ver„achteten die lyciſchen Weiber und behandelten ſie „als Sklavinnen. Plözlich brach ein auswärtiger „Krieg aus: die feigen, weibiſchen Männer ver„mochten nicht ihr Vaterland zu vertheidigen; ſie „flohen und bargen ſich in die Höhlen und Wälder: „die Weiber, gewöhnt an hartes Joch und Skla„verey, ergriffen die Waffen, ſchlugen den Feind, „nahmen das Land in Beſitz, und befeſtigten ihre „Macht durch ein unveränderliches Grundgeſetz.

„Die Lycier gewöhnten ſich bald an dieſe Re„gierungsform, und fanden ſie viel ſanfter und „bequemer, als die vorige. Die Männer gaben „die Geſetze, allein die Weiber ſorgten dafür, daß „ſie auch ausgeübt wurden. Die dieſem Geſchlechte

„borne Sanftmuth verſperrte der Tyranney den „Weg, und der Rath verſtändiger Greiſe, welche „die Königinnen zu jeder Zeit umgaben, mäßigte „den gewöhnlichen Unbeſtand der Weiber.“

„Die Mutter der Selima wurde durch eine „ehrgeizige Verwandte vom Throne geſtoßen, und „der Gram tödtete ſie bald darauf. Ihr erſter Mi„niſter floh mit der jungen Prinzeſſin nach Indien, „wo er viele Jahre in Geſtalt eines Braminen ver„lebte, und ſeine vermeynte Tochter als Veſtalin „erzog. Indeß unterhielt er ſtets einen geheimen „Briefwechſel mit dem königlichen Hauſe: daher „wurde Selima, gleich nach dem Tode der Thron„räuberin, in alle ihre Rechte wieder eingeſezt. „Ihr unglückliches Schickſal hatte ſie weiſe gemacht, „alle ihre Unterthanen liebten ſie, und — (eine „Nachricht, die mich am meiſten intereſſirte —) ſie „bezeugte einen unüberwindlichen Abſcheu vor dem „Heurathen.“

„Ich dankte den Göttern im Stillen, endlich das Ziel meines Herumſchweifens gefunden zu haben, rief ihre fernere Hülfe an, und ſchwur mir ſelbſt und ihnen einen theuren Eid, nie ein ander Mädchen zu lieben.

„Noch fehlten mir die Mittel, mich der Königin zu nähern. Ich ſann lange hin und her, und beſchloß endlich, Kriegsdienſte zu thun. Mein Muth zeichnete mich bald vor Andern aus. In einer Schlacht, die die Freyheit der Lycier entſcheiden mußte, brachten die Carier unſere Völker in Unordnung. Es war auf einer großen Ebne, von einer Kette von Bergen umgeben, welche nur einen engen Ausgang übrig ließ. Ich ſah, wie ein jeder ſich muthlos wendete, um hindurch zu fliehen. Ich gewann dieſen Platz, drohte mit meiner Lanze einen jeden Feigherzigen zu durchbohren, ſammelte ſo unſere Truppen wieder, griff den Feind mit halber Verzweiflung an, und trug einen herrlichen Sieg davon. Dieſe That machte Aufſehn. Man ſprach in der ganzen Armee nur von meinem Muth, und die Soldaten nannten mich den Befreyer des Vaterlandes. Die Königin verlangte mich zu ſehn: ich erſchien, allein ſie erkannte mich nicht. Seit ſechs Jahren waren wir getrennt, und Gram und Kummer hatten meine Geſichtszüge entſtellt.

„Sie frug nach meinem Namen, Vaterland und Herkommen. Ein Blick ihres Auges ver-

rieth, daß ſie dieſe Frage mit herzlichem Antheil that. — Wunderliche Laune der Liebe! — In meinen Augen war Selima ehedem Veſtalin — nur von niedriger Herkunft — und doch war ich bereit, eine Krone mit ihr zu theilen. Jezt — eine Königin der Lycier! Plözlich fuhr der Gedanke durch meine Seele: auch Selima ſollte mir ihre Liebe ſchenken, arm und unbekannt, wie ich ſie ſelbſt einſt wähnte: ich verbarg ihr daher meine Geburt, Herkunft, und nannte ein kleines Dorf in Bactrien, das ich für meinen Geburtsort ausgab.

„Sie kehrte ſich unwillig von mir, ohne eine Sylbe zu antworten. Doch bald hernach übertrug mir auf ihr Anſtiften der Senat das Kommando über die Armee: dies verſchaffte mir einen freyen Zutritt zu der Perſon der Königin: oft auch ſchickte ſie unter dem Vorwand von Geſchäften nach mir, und hatte mir doch nur ſelten etwas zu ſagen. In jenen wonnigen Stunden ſchilderte ich ihr zuweilen unter erborgtem Namen meine Geſinnungen. Die griechiſche und ägyptiſche Götterlehre, die ich auf meinen Reiſen erlernt hatte, gab mir unendlichen Stoff zu beweiſen,

daß die Götter ehedem auch Sterbliche liebten, und daß es der Liebe ein leichtes iſt, das Milchmädchen mit dem Beherrſcher der Völker zu vereinigen. Als ich ihr eines Tages eine ſolche Geſchichte, mit aller Wärme, deren ich nur fähig war, erzählte, verließ ſie mich plözlich in der größten Bewegung. Ich fühlte, daß es Liebe war, und eine unausſprechliche Wolluſt bemächtigte ſich meiner. Ihr Vertrauen zu mir wuchs täglich. Ich rief einigemal die unglücklichen Tage ihrer Kindheit ihr ins Gedächtniß zurück. Dann erzählte ſie mir ihren Aufenthalt unter den Veſtalen, und ihre zärtliche Freundſchaft für Amana. Kaum vermogt' ich mich zu hälten, wenn ſie ſo herzlich von dieſer entriſſenen Freundin ſprach; und ſchon beſchloß ich ihr das Geheimniß zu enthüllen, als ein unverhoffter Zufall mir den ganzen Umfang ihrer Liebe ſehen ließ.

„Den Geſetzen der Lycier zu folge, war es der Königin nicht erlaubt, ſich einen Gemahl unter den Fremdlingen zu wählen. Selima ließ mich eines Tages rufen, und redte mich folgendergeſtalt an: „Meine Unterthanen wünſchen mich an der Hand eines Mannes zu ſehn, den ich liebe. Geh!

ſag ihnen, daß ich bereit bin, ihre Wünſche zu erfüllen; doch nur unter Einer Bedingung: meine Wahl muß gänzlich frey ſeyn.“ — Hohe Majeſtät umſtrahlte ſie, als ſie dieſes ſprach, und kaum würdigte ſie mich eines Blickes. Ich zitterte, ſchmeichelte mir wieder, und blieb endlich in einer ſchrecklichen Ungewißheit; denn ich wußte, wie ſehr ſich die Lycier an ihre Geſetze banden. Doch der Senat verſammelte ſich, ich trug den Willen der Königin vor, und nach einigem Widerſtand bewilligte man alles.

„Kaum war Selima davon benachrichtigt, als ſie mir befahl, die Truppen auf der nämlichen Ebne zu verſammeln, wo ich jenen herrlichen Sieg über die Carier davon getragen hatte. Alle die Mächtigen im Volk wurden eben dahin beordert; man erbaute einen koſtbaren Thron; die Königin erſchien, umgeben von ihrem Hofſtaat, blickte lächelnd auf das verſammelte Volk umher, und ſprach alſo:

Seit eine höh're Macht — ſeit Brama ſelbſt
von oben
Mich auf den mächtgen Thron der Lycier gehoben,

Hab' ich zu jeder Zeit nur euer Glück ge-
ſucht,
Dem Joch der Tyranney, ihr Bürger! ſtets
geſflucht.
Wer darf es wagen, Recht und Freyheit hier
zu beugen?
Ein Blick, der Rache droht, heißt jeden Frev-
ler ſchweigen.
Und doch! — ſchenkt Mitleid mir, ihr Lycier! —
ach! die,
Die euer Glück nur ſucht, genoß ſelbſt deſſen
nie:
Den Unterthanen darf es nie an Freyheit feh-
len,
Doch ihre Königin muß nur gezwungen wäh-
len.
Iſt das gerecht? — o dann nehmt euren
Thron zurück!
Denn nur Zufriedenheit, nicht Kronen ſchaf-
fen Glück!
Nehmt mir das Diadem, den güldnen Kö-
nigsſaal,
Und all den Tand — wo nicht — ſo laßt
mir freye Wahl!

„Die ganze Verſammlung jauchzte ihr lauten Beyfall zu. Selima winkte mir, mich an der Spitze der Truppen zu nähern: ſie ſelbſt erhob ſich vom Throne, reichte mir ihre Hand, und erklärte mich öffentlich für ihren Gemahl. „Er „iſt ein Fremdling!“ rief ſie laut; „aber, ihr Ly„cier! er iſt der Befreyer des Vaterlandes! kein „König von Geburt, doch Brama prägte den Kö„nig auf ſeine Stirn.“

Ich warf mich zu ihren Füßen. „Selima!“ rief ich; „erkennſt du deine Amana nicht?“ — Fröhliches Staunen hob die Bruſt meiner Geliebten. Arm in Arm, Mund auf Mund, ſtanden wir da auf den Stufen des Thrones, und der Gott der Liebe trug eine wonnige Stunde auf ſeinem Flügel ins Meer der Ewigkeit. — —

Vergieb mir dieſe Thräne, Cyrus! Der Philoſoph bleibt Menſch, und die Rückerinnerung an jene glücklichen, zu ſchnell entflohnen Tage findet mein Auge nie trocken; denn ach! Selima ſtarb wenige Monate nach unſerer Verbindung. Meine Sinne wurden zerrüttet; ich begann zu wüten, und fiel endlich abgemattet in die tiefſte Traurigkeit. Mir war es, als habe Brama einem jeden der

Verdammten den ſchrecklichſten Tag ſeiner Qualen abgenommen, und für mich ein Jahr daraus gemacht. Endlich ſenkte ſich Weisheit in meine Bruſt, entnebelte meinen Geiſt, und ließ mich ſchauen die wunderbaren Geheimniſſe des Oromazes. Unglückliche Tugend! — was iſt gemeiner in der Welt! und was verführt die armen Sterblichen mehr, gegen die Gottheit zu murren!

Dies bewog mich, den kleinen, noch übrigen Theil meines Lebens, den Lehren göttlicher Weisheit zu widmen.

Ich irrte unter den Weiſen Aſiens umher, beſprach mich mit ihnen über ihre Geſetze und Gottesdienſt, und kam endlich hieher an die Ufer des Aroſis, wo die Magen mich zu ihrem Oberhaupte wählten.“

Zoroaſter ſchwieg. Eine Thräne nezte ſeinen ehrwürdigen Bart, und Cyrus drückte Caſſandanen wehmüthig an ſeine Bruſt.

Das wunderſame Hündlein.

Ein Feenmärchen.

Nach la Fontaine.

Der Schlüſſel zu der Geldkaſſette
Iſt meiſtentheils der Kapital
Zum Schlafgemach und Ehebette
Von unſern Weibern allzumal.
Iſt auch von Junker Amors Bogen
Vergebens jeder Pfeil geflogen,
So übertüncht er ihn mit Gold,
Und plözlich wird das Weibchen hold.

2.

Sonſt geizte nur das Volk der Dichter
Nach einer Hand voll gelb Metall;
Jezt brauchen Könige und Richter
Die güldne Mode überall:
Für Geld ertheilt man Audienzen,
Man ſpricht die herrlichſten Sentenzen,
Für Geld hab' ich um Mitternacht
Die ſchönſte deutſche Frau bewacht.

3.

Wer gar zu ehrlich iſt, verſauert;
Drum hat Frau Venus, wie es ſcheint,
Die Kunſt der Themis abgelauert:
Und biſt du ſonſt nur Amors Freund,
O! ſo verzeihſt du ihm, wie billig,
Den kleinen Fehler gern und willig;
Denn manches Wort zum Herzen geht,
Das, ohne dies, der Wind verweht.

4.

Nun laßt uns die Geſchichte leſen! —
Bekanntlich iſt von Alters her
Die Welt von Narren voll geweſen,
Und zwar bald weniger, bald mehr;
Nur mit dem Unterſchied: ſie kleiden
Sich ſehr verſchiedentlich, und reiten
Bald dies, bald jenes Steckenpferd,
Wie's für die Uniform gehört.

5.

Nun denkt euch einen kleinen Alten,
Ein finſtres, grämliches Geſicht,
Auf deſſen Stirn ein Heer von Falten
Ganz laut von ſechszig Jahren ſpricht;

Denkt dieſen Kopf euch reif zum Tode,
Das Haar ſchneeweis — doch à la Mode
Friſirt, gepudert, aufgeſtuzt,
Und troz dem Paladin gepuzt.

6.

Nehmt eine reichgeſtickte Weſte
Und einen Sammtrock noch dazu,
Füllt dieſe beiden auf das beſte
Mit Bauch, und traun! vom Kopf zum Schuh
Habt ihr den Mann, als hätt' ihn eben
Ein Chodowiecky nach dem Leben
Euch hingezeichnet. Schritt und Gang
War voll von innerm Stutzerdrang.

7.

Es hatten zwar ſich ſieben Städte
Bisher noch nie um ihn gezankt;
Er war, ohn' alle Widerrede,
(Dem Kirchenbuche ſey's gedankt)
In Mantua, der Stadt, geboren,
Und in die Zahl der Senatoren
Erhoben; denn wem Gottes Hand
Ein Amt giebt, giebt ſie auch Verſtand.

8.

Sich auf das Rathhaus zu bewegen,
Ward ſeinem Körper oft zu ſchwer;
Doch einen Haſen zu zerlegen,
War niemand williger, als er:
Er konnte ſchlafen, trinken, eſſen;
Sein Schreiber ſchrieb ſich unterdeſſen
Für mäßiges Salarium
Den ganzen Tag die Finger krumm.

9.

Was geb' ich ihm für einen Namen?
Ein Stutzer heißt ein Paladin;
Sein Gegenfüßler, der nur Damen
Vom Anſehn kennt, heißt Miſogyn;
Den eifrigen Zeloten nennen
Wir einen Pabſt; (ich muß bekennen,
Dies *nomen collectivum* iſt
Sehr paſſend für den Antichriſt.)

10.

Doch dieſe Art der Schellenbrüder
Führt andre Namen unter uns:
Ich ſuchte lange hin und wieder,
Und fand den ſchönen Namen — Duns!

Die Dunſe ſind in unſern Zeiten
(Epigrammatſchen Kleinigkeiten
Sey es gedankt!) bekannt genug
Durch Almanach und Taſchenbuch.

11.

Duns alſo war ein Bibelkenner,
Und thät das Sprüchlein wohl verſtehn,
Daß es nicht gut ſey, wenn die Männer
So weiberlos durchs Leben gehn.
Die Lehre thät ihm baß behagen;
Er nahm in ſeinen alten Tagen,
Trotz Chiragra und Podagra,
Das ſchönſte Weib zu Mantua.

12.

Ein Auge, das mit Jugendfeuer
Und liebeſprechend um ſich blickt;
Ein Buſen, der ſich unterm Schleyer
Hochſchwellend aus der Schnürbruſt drückt;
Ein Haar, das, Herzen zu umſchlingen,
In tauſend zauberiſchen Ringen
Sich ſanft ergoß, und eine Hand,
Die gern der Liebe Druck verſtand.

13.

So reizend ſieht man ſich wohl ſelten
Nach Cicisbeen lange um;
Auch ſchwärmten bald die jungen Helden
Wie Bienenſchwarm um ſie herum.
Der legt ſich liebekrank ins Bette;
Der trägt der Dame Silhouette
Auf ſeiner Bruſt, und der bewohnt
Im Geiſt mit ihr den lieben Mond.

14.

Die Dame Laura ſprach indeſſen
All dieſer warmen Liebe Hohn,
Und wären ſie ſo ſchön geweſen,
Als Paris und Endymion,
Ihr Zimmer blieb für ſie verſchloſſen;
Umzingelten gleich unverdroſſen
Die Herrn den ganzen Tag das Haus,
Sie gukte nicht einmal hinaus.

15.

Fürwahr! ihr werdet's ſchwerlich glauben;
Allein der armen Laura ging
Es wie dem Fuchſe mit den Trauben:
Herr Duns bemerkte jeden Wink,

Und die verſtohlne Augenſprache
War eben nicht Herr Dunſens Sache;
Sein Podagra ſtieg einen Grad,
Wenn Laura nur ans Fenſter trat.

16.

Und eine ſeiner größten Gaben
War, nach der Tafel zum Deſert,
In eine Wildſchur tief vergraben,
Den Kopf von Portaporto ſchwer,
Aus ſeiner Bibel zu beweiſen,
Daß ächte Liebe ſtark wie Eiſen,
Und daß Beſtändigkeit und Treu
Die ſchönſte Weibertugend ſey.

17.

Das ſezte endlich in dem Herzen
Der Dame ſich ſo ziemlich feſt,
Und ſie verlachte all die Schmerzen,
Wenn täglich auch von Oſt und Weſt
Wohl tauſend, durch der Liebe Ränke,
Bald durch ein Briefchen, durch Geſchenke,
Bald auch durch eine Kupplerin,
Beſtürmten ihren Felſenſinn.

18.

Doch einſt begab ſich's, daß in Sachen
Der Mantuanſchen Republik
Man nöthig fand um Rath zu fragen
Den heilgen Vater Pabſt. Viel Glück
Für unſern Duns; denn ſie ernannten
Einmüthig Dunſen zum Geſandten,
Weil, was den Aufwand anbetraf,
Er alle Andre übertraf.

19.

Auch ward dadurch viel Streit vermieden,
Erwägt nur ſelbſt den wichtgen Fall:
Es war ein Eſel abgeſchieden
Aus dieſem öden Jammerthal,
Der jederzeit an heilgen Tagen
Des Orts Reliquien getragen,
Ein Eſel, überall beliebt,
Wie es wohl deren viele giebt.

20.

All ſeine Gönner und Patronen
Vertheidigten daher den Satz:
Man müſſ' auch todte Eſel ſchonen
Von ſolcher Qualität, den Platz

Des Kirchhofs ihnen überlaſſen,
Der könne viele Eſel faſſen,
Und ſolch' ein Eſel, vielgeehrt,
Sey ehrliches Begräbniß werth.

21.

Hingegen gab es böſe Leute,
Die ſagten öſters frank und frey
In dieſem theologſchen Streite,
Daß Eſel doch nur Eſel ſey,
Und daß dem Herrn mit langen Ohren
Der Anger draußen vor den Thoren
Wohl gut genug. — Nun kommt und ſprecht!
Wer von den Beiden hatte Recht?

22.

Die ganze Sache war für Dunſen
Ein Spas, und er war überzeugt,
Daß er ſie keineswegs verhunzen,
Vielmehr dem Pabſte ſie ſehr leicht
Und faßlich machen würde; aber —
(Denn, ach! mit einem böſen Aber
Iſt leider! jedes Ding gepaart,
Und dies war von der ſchlimmſten Art.)

23.

Das Aber alſo brachte plözlich
Den feinen Schluß in ſein Gehirn:
„Ein Schwur iſt doch nicht unverlezlich,
„Und wehe, wehe meiner Stirn!
„Ein Weib — und wär ſie auch Veſtale —
„Bleibt doch ein Weib! ſie haben alle
„Ein Schäferſtündchen; wer's verſteht,
„Iſt Sieger, eh ihr's euch verſeht.“

24.

Nun ſchloß er ganz natürlich weiter
Auf ſeiner Ehehälfte Treu,
Und fand bey dieſem Schluſſe leider,
Daß Laura Evens Tochter ſey,
Und niemand dafür ſtehen könne,
Daß, wenn er auch den Streit gewönne,
Und Rom ihm alles eingeräumt,
Dafür der Stirn ein Horn entkeimt.

25.

Ein Horn iſt eine Hauptbeſchwerde,
Und lieber hätte unſer Mann
Wohl ſelbſt auf die geweihte Erde
Von Herzen gern Verzicht gethan.

Drum ward's ihm ſauer ja zu ſagen,
Er unterhielt mit ſteten Klagen
Von Podagra und Chiragra
Den edlen Rath zu Mantua.

26.

Doch als der Rath in manchem langen
Sermon ſein möglichſtes gethan,
So gab er endlich ſich gefangen
Und trat das Ehrenämtchen an.
Ich brauch' euch wohl nicht erſt zu ſagen,
Er that's mit Zittern und mit Zagen.
Schließt aus der Rede, die er hielt,
Was man bey ſolchen Dingen fühlt.

27.

Es war ſo hinter der Gardine
Des Abends vor dem Abſchiedstag,
Als mit der kummervollſten Miene
Er folgendes zu Lauren ſprach:
„Ach! liebes Kind! wir müſſen ſcheiden!
„Und leider werden deiner Freuden,
„So ohne mich, nur wenig ſeyn;
„Doch ungern laſſ' ich dich allein.

28.

„Ich weiß zwar, daß in allen Ehren
„Du mich gehalten jederzeit;
„Doch mein Geſchäft kann lange währen,
„Die Sache iſt von Wichtigkeit.
„Die vielen bunten Schmetterlinge,
„Das Seufzen, Winſeln, das ſind Dinge,
„Die für den armen Ehemann
„Gewiß der böſe Feind erſann.

29.

„Und was das Schlimmſte iſt, ſie denken
„Faſt alle über einen Schlag,
„Beſtürmen endlich mit Geſchenken,
„Wenn Schmeicheley nichts mehr vermag.
„O Laura! hüte dich für beiden!
„Um die Verſuchung zu vermeiden,
„Die oft uns übertölpeln kann,
„So höre meinen Vorſchlag an!

30.

„Der Frühling naht mit ſtarken Schritten,
„Du kennſt mein niedlich Sommerhaus,
„Begieb auf deines Dunſens Bitten
„Auf ein paar Monat dich hinaus!

„Dort, Liebchen, biſt du völlig ſicher,
„Die feinſten Leckerbiſchen, Bücher,
„Muſik und andre Tändeleyn,
„Soll alles dir zu Dienſten ſeyn.

31.

„Und nimm Heiducken, Läufer, Pagen,
„Halt offne Tafel jederzeit,
„Kauf dir die ſchönſten Equipagen,
„Ein reichgeſticktes Gallakleid,
„Nimm meine ganze Geldkaſſette,
„Doch nur den Platz im Ehebette
„Laß bis zu meiner Wiederkehr
„Für mich, wenn du mich lieb haſt, leer.“

32.

So ſprach er in der Herzensklemme
Von Furcht und Ehrgeiz. Seine Frau
Beſchwur, wenn auch ſelbſt Amor käme,
Sich gegen dieſen Feind genau
Nach ſeiner Vorſchrift zu betragen,
Dem eitlen Welttand zu entſagen,
Und immer ſolle Ja und Nein
In Demuth ihre Antwort ſeyn.

33.

Wenn ich um eine Schöne buhle
Und frage, ob auch ſie mich liebt?
Und ſie — noch neu in Amors Schule —
Ein deutlich Ja zur Antwort giebt;
So bin ich immer ſehr zufrieden
Mit dem, was mir das Glück beſchieden,
Denn wer zu viel ſiegwartiſirt,
Der wird gar leichtlich ennüyirt.

34.

Doch alles, was Subtilitäten
Gleich ſah, kam nie in Dunſens Hirn.
Was ſollt' er auch viel drüber reden,
Und ſich den Kopf noch mehr verwirrn?
Ich wette, Dame Laura dachte
Selbſt nicht daran, als ſie es ſagte;
Drum griff Herr Duns nach Hut und Stab,
Und reiſte ziemlich ruhig ab.

35.

Die Dame thät in allen Stücken
Sofort, wie ihr befohlen war,
Und barg ſich den verliebten Blicken
Von ihrer Paladine Schaar;

Das iſt: ſie ging zur ſelben Stunde
Mit ihrer Zofe, ihrem Hunde,
Und einer Katze ſtracks hinaus
Auf ihres Mannes Sommerhaus.

36.

Dies war ſo etwa eine Meile
Von Mantua. Denſelben Tag
Zog in der allergrößten Eile
Der ganze Schwarm ihr hintennach,
Zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde,
Gleich einer wohlgezognen Heerde,
Die an das Glöcklein ſich gewöhnt,
Und willig folget, wenn es tönt.

37.

Doch, ach! der Schweizer an der Pforte
Des Schloſſes wies ſie alle ab.
Kein Bitten half! mit einem Worte,
Hier grub ſich mancher Held ſein Grab.
Der ſeufzte in die Abendwinde,
Der hing ſich auf an eine Linde,
Der ſtach ſich todt, der ſchoß ſich todt,
Doch Laura lachte ihrer Noth.

38.

'S iſt unbegreiflich! eine Schöne
Von achtzehn Jahren, voll und rund,
Und gleich Correggio's Magdalene
An Stirn und Auge, Naſ' und Mund,
Bleibt kalt gleich einem Salamander,
Bey all den Flammen, die einander
Durchkreuzen und mit Höllenſchmerz
Zerwühlen jedes Jünglings Herz.

39.

Doch ſpotte nur Amors Vaſallen!
Es kömmt ein Augenblick, in dem
Die Prüde und Kokette fallen,
Und wo der Jüngling ganz bequem
Sich ſchnell zum unumſchränkten Meiſter
Des Mädchens macht. Die ſchönen Geiſter,
Und die Genie- und Dichterbrut
Verſtehen dies vorzüglich gut.

40.

Drum iſt beſonders hier zu merken
Ein Jüngling, reizend wie der Tag,
Der nun vor Laurens Feſtungswerken
Zwey Jahre ſchon vergeblich lag;

Und doch behielt er ſeinen Poſten,
Spart keine Seufzer, keine Koſten,
Um als ein ächter Paladin
Noch endlich ſieghaft einzuziehn.

41.

Der arme Junge! ſo zu lieben,
Daß auch der lezte Heller fliegt!
Wär' es beym Seufzen noch geblieben,
Das iſt ein Quell, der nie verſiegt;
Allein bedenkt! in zweyen Jahren
Den Aufwand nicht einmal zu ſparen —
Und doch verfehlt des Wunſches Ziel —
Bey meiner Treu! das iſt zu viel.

42.

Auch ward ihm ſelbſt nicht wohl zu Muthe
Bey ſeines Beutels Vacuum,
Der Armuth zentnerſchwere Ruthe
Warf alle ſeine Hoffnung um,
Sein Gut war auf ein halbes Drittel
Geſchmolzen, und das lezte Mittel
Ergriff er nun, das, wie ihr wißt,
Betrogner Liebe Zuflucht iſt.

43.

„Das lezte Mittel? wie wir wiſſen?
„Er ſtarb doch nicht etwa für Schmerz?
„Er ſtach doch nicht zu Laurens Füſſen
„Sich einen Dolch ins kranke Herz?“
Nichts weniger! er wollte lieber,
Zufrieden mit dem lezten Stüber
In ſeiner Taſche, weiter gehn,
Als auf der Narrenliſte ſtehn.

44.

Gehüllt in eine Pilgerkutte,
Gewaffnet mit dem Pilgerſtab,
Lief er nunmehr in einem Trette
Den ganzen Tag Berg auf, Berg ab,
Wie alle Herren dieſes Schlages;
Und da begab ſich's eines Tages,
Daß auf dem Wege, den er nahm,
Ein Bauer ihm entgegen kam.

45.

An einem Buſche, der ſchon lange
Dem Thiergeſchlechte Zuflucht gab,
Erblickt der Bauer eine Schlange,
Und ſchwingt ſogleich den Dornenſtab,

Das arme Thier herauszujagen
Und ohne Gnade todtzuſchlagen.
Warum er's that? — Weil, das iſt klar,
Er kein Patron der Schlangen war.

46.

Kodardo aber, müßt ihr wiſſen,
Behauptete oft frank und frey,
(Und hatt' es auch wohl eh'r erwieſen,)
Daß er des Kadmus Enkel ſey,
Der, wie bekannt, nachdem er lange
Genug gelebt, in eine Schlange
Verwandelt wurde, und gewiß
Poſteritäten hinterließ.

47.

Er führte auch in ſeinem Wappen
Ein ſolch Geſchöpf, und trug er gleich
Nur einen Rock mit tauſend Lappen
Geflickt, ſo war kein Königreich
Doch auf der ganzen weiten Erde,
Wofür er dieſe Zubehörde
Von ſeinem Adel, die ſo ſüß
Und groß ihn dünkte, fahren ließ.

48.

Die Folge war, daß er genauer
Für jede Schlange Sorge trug,
Als für ſich ſelbſt. Da nun der Bauer
So unbarmherzig ſtieß und ſchlug,
Als ſey er aller Schlangen Büttel,
So legte ſich der Held ins Mittel,
Und frug erzürnt den groben Mann:
Was ihm das arme Thier gethan?

49.

Doch war der Zorn in ſeinen Mienen
Nichts, das den Grobian bewog,
Bis endlich er ein paar Zechinen,
Die lezten! — aus der Taſche zog.
Der Bauer wunderte ſich tüchtig,
Vermeynt, es ſey wohl nicht recht richtig
In unſers Helden Kopf; drauf ſchlich
Er fort, und ließ die Schlang' im Stich.

50.

Kodardo ging ſo fröhlich weiter,
Als ſey der Pabſt, in einer Schlacht,
Von einem groben Bärenhäuter
Durch ſeine Hülfe frey gemacht.

Ich leſ' in jeglichem Geſichte:
„Was nůzt die Schlange zur Geſchichte?“
Errathen werdet ihr's wohl nie;
Doch nur Geduld! wir brauchen ſie.

51.

Kodardo kam in zweyen Tagen
In einen důſtern Fichtenwald,
Und, weil er ſich ſchon weit getragen
Und můde war, ſo macht' er Halt.
Hier ſang kein Vogel auf den Zweigen,
Ein ewig melancholiſch Schweigen,
Das nur ein naher Waſſerfall
Noch unterbrach, herrſcht überall.

52.

Doch dies war Waſſer auf die Můhle
Des Jůnglings, denn er konnte hier
Sich all der drångenden Gefůhle
Entledgen, ohne daß ein Thier
Des Walds ſich unterſtanden håtte,
Die traurige Gedankenkette
Zu unterbrechen, denn auch nicht
Ein Haſe kam ihm zu Geſicht.

53.

Hier lebt er fern von ſeines gleichen,
Und baut dem Schmerz ein Heiligthum,
Ein kleines Haus von Tannenzweigen,
Und pflanzt ein Gärtchen drum herum;
Singt: „Ihr verblühtet, ſüße Roſen!
„Ihr blühtet, ach! dem Hofnungsloſen,
„Dem nun der Gram das Herze bricht,
„Und meine Liebe trug euch nicht.“ *)

54.

Acht Tage waren kaum verſtrichen,
Als ſchon die ſüßen Träumereyn,
Von Schwermuth ausgeheckt, entwichen.
Sein Leiden immer ſo allein
Zu tragen, ſchien ihm nicht behäglich;
In kurzem ward ihm unerträglich
Der melancholſche Aufenthalt
In obbeſagtem Fichtenwald.

55.

„O Laura! unbarmherzge Spröde!“
Rief er in einem Monolog:
„Die Welt iſt ohne dich mir öde!

*) Siehe Erwin und Elmire.

„Obgleich die Hofnung mich betrog,
„Mich einſt von dir geliebt zu ſehen,
„Obgleich durch all mein heißes Flehen
„Nicht holder ward dein Zauberblick,
„So muß ich doch zu dir zurück!

56.

„Hier — kaum bedeckt von dürren Reiſern —
„Gott weiß, wie gern ich länger blieb!
„Doch deine Feſſeln — ſie ſind eiſern!
„Und Laura — doch mir immer lieb!
„Lebt wohl, ihr Quellen und ihr Bäume!
„Lebt wohl! dahin ſind meine Träume
„Von Ruhe und Zufriedenheit
„In dieſer trüben Einſamkeit.“

57.

Noch ſchlummerte die Welt, doch lächelnd
Beſtieg nun ſchon Aurorens Fuß
Den Purpurwagen, leiſefächelnd
Durchſchwebt ein guter Genius
Des armen Jünglings niedre Hütten,
Und er verließ mit ſtarken Schritten
Den Wald, und fühlt ſich frey und leicht,
Da Phöbus aus dem Meere ſteigt.

58.

Kaum war er zwey bis dritthalb Meilen
Gewandert, als ſein Auge ſchnell
Ein Feenſchloß auf güldnen Säulen
Erblickt, ein Labyrinth, ein Quell,
Aus dem ſich fremde Weine ſtürzteñ,
Und Nachtigallenkehlen würzten
Mit ihrem Sang im nahen Wald
Den wolluſtvollen Aufenthalt.

59.

Kodardo wußte kaum vor Freuden,
Ob's nicht vielleicht ein bloßer Traum;
Doch lagert er ſich ganz beſcheiden
An einen nahen Pfirſichbaum,
Und — weil er doch noch weiter reiſte —
Auch lange keine Pfirſchen ſpeiſte,
So ſprach er bald in ſüßer Ruh
Dem Pfirſichbaume tapfer zu.

60.

Auch ward zuweilen aus der Quelle
Ein friſcher Trunk dazu gethan;
Berauſcht von ihrer Zauberwelle,
Schien ihm das Land ein Canaan.

Er ſuchte Schatten in der Laube,
An der die rothe Purpurtraube,
Vermiſcht mit Geisblatt und Jasmin,
Sich ſchlängelnd hin und wieder ziehn.

61.

Schon deckte holder ſüßer Schlummer
Den Jüngling mit des Flügels Saum,
Und eingewiegt ward jeder Kummer
In einen wonnevollen Traum;
Doch plözlich ſtand im Götterkleide
Die ſchönſte Nymphe ihm zur Seite;
Ihr Auge deckt ein dünner Flor,
Doch feurig ſchimmert es hervor.

62.

In ihrer Hand die Zauberruthe,
Ein Talisman im blonden Haar.
Errathet, wie dabey zu Muthe
Dem ſtaunenden Kodardo war.
Doch lächelnd ſieht die Fee hernieder;
Sie winkt, und tauſend Zauberlieder,
Die's Echo ſpottend wiederhallt,
Ertönen aus dem nahen Wald.

63.

„Kodardo!“ ſprach mit holdem Blicke
Die ſchöne junge Zauberin:
„Dank meine Gegenwart dem Glücke,
„Ich bin noch deine Schuldnerin.
„Mein Nam' iſt Manto. Wie? dir grauet?
„Von mir ward Mantua erbauet,
„Und durch das ganze weite Land
„Iſt meine Zaubermacht bekannt.

64.

„Doch auch wir Feen ſind nicht ſelten
„Begränzt, durch jenes Schickſals Schluß,
„Das in den Millionen Welten
„Der Sterbliche verehren muß.
„In einer Zeit von funfzig Jahren,
„Sind wir beſtimmt, all die Gefahren,
„Die durch der Thiere Leben gehn,
„Auf eine Woche auszuſtehn.

65.

„Wir können die Geſtalt uns wählen,
„Von welchem Thier es uns beliebt.
„Daß dann das Schickſal, uns zu quälen,
„Zuweilen öftern Anlaß giebt,

„Das kannſt du denken. Noch nicht lange,
„Schwebt' ich, verkappt in eine Schlange,
„In einer drohenden Gefahr,
„Und rathe, wer mein Retter war?“

66.

Kodardo wiſchte ſich die Augen,
Die neue wundervolle Mähr
Mit offnem Maule einzuſaugen;
Er prüfte hin, er prüfte her,
Um ſich herum all die Geſtalten,
Erkannte endlich auch den alten
Mit Buſch bewachſnen Zufluchtsort.
Manto, die Fee, fuhr alſo fort:

67.

„Ich könnte mit Europens Kronen
„Dich ſchaffen jedem König gleich,
„Doch ich will deine Hülfe lohnen
„Mit mehr als einem Königreich.
„Schon lange mußt' ich dich bedauren,
„Komm, Jüngling! folge mir zu Lauren!
„Du zögerſt? folge! ſie iſt dein!
„Ich ſelbſt will dein Gehülfe ſeyn.

68.

„In König Pluto's Flammenhöle
„Bewacht Freund Lucifer für mich
„Den größten Schatz; wenn ich befehle,
„Kodardo, iſt der Schatz für dich.
„Weg mit der Liebe liſtgen Ränken!
„Allein mit prächtigen Geſchenken
„Sollſt du erreichen ohne Kunſt
„Das non plus ultra ihrer Gunſt."

69.

Sie ſprachs und metamorphoſirte
Urplözlich in ein Hündlein ſich,
Das hüpfend vor ihm her ſpazierte
Und nicht von ſeiner Seite wich;
Es ſchwebt im ſelben Augenblicke
An einem dünnen ſeidnen Stricke,
Gewebt mit Pracht und mit Geſchmack,
Um ſeinen Hals ein Dudelſack.

70.

Sofort verſucht er drauf zu blaſen,
Und blies, als wenn er Orpheus wär;
Das Hündlein macht auf grünem Raſen
Boksſprünge hin, Boksſprünge her.

Was aber mehr als die zu preiſen,
War, es beſaß den Stein der Weiſen,
Und machte, troz dem Theophraſt,
Von Gold euch eine Zentnerlaſt.

71.

So zog er dann mit ſeinem Hündlein
Auf Laurens Gut in ſtiller Nacht,
Und hofft, daß nun das Schäferſtündlein
Ihm weiter niemand ſtreitig macht.
Er wirft ſich mit Joli aufs Bette,
Ein wenig auszuruhn — und hätte
Wohl lieber unſre Fee ſo ſchön,
Als ſie des Morgens war, geſehn;

72.

Zum wenigſten auf ein paar Stunden,
In allen Ehren, wie ſichs ziemt.
Doch kaum war dieſe Nacht entſchwunden,
So macht Joli ſich ſchon berühmt,
Und leiſtet nun durch ſeine Künſte
Dem Jüngling mächtge Liebesdienſte.
Gebt acht! allein ihr glaubt es kaum,
Er ſelbſt wähnt oft, es ſey ein Traum.

73.

Kodardo, unter fremdem Namen,
Begann zu pfeifen wunderſchön;
Die Jungen und die Alten kamen,
Dem guten Hündlein zuzuſehn.
Das Hündlein machte unbefohlen
So ſchnurrig ſeine Kapriolen,
Daß jeder Luſt zu lachen fühlt,
Und Jung und Alt den Bauch ſich hielt.

74.

Kurz, es gefielen all die Poſſen
Dem Schwarm ſo wohl, daß ſie vereint
Um Beide einen Zirkel ſchloſſen,
Und dann, als ob der böſe Feind
Sie jage, rund im Kreiſe liefen,
Dabey aus vollem Halſe riefen:
Juchhey! Juchhey! Joli! Joli!
Juchhey! Juchhey! Joli! Joli!

75.

Die Dame, die aus ihrem Bette
Ein kleines Magenweh vertrieb,
Und noch vor ihrer Toilette
Den Schlaf ſich aus den Augen rieb;

Hört auch dies zügelloſe Schwärmen,
Und fragt erzürnt, wer ſo zu lärmen,
Als ob das Dörfchen untergeht,
Um dieſe Zeit ſich unterſteht?

76.

Die Zofe ſezt ſich die Dormeſe
In aller Eil ein wenig ſchief,
Und folgt dem ſchrecklichen Getöſe. —
Sie kam, ſie ſah Joli'n und lief
So ſchnell zurück, als ſie vermochte,
Sie trat ins Zimmer und noch pochte
Das Herz ihr ſchnell, doch athemlos
Brach ſchon ein Strom von Worten los.

77.

„Ich bin doch auch ſchon in die Jahre!
„Doch ſo etwas ſieht man nicht viel:
„Ich denke wahrlich — Gott bewahre!
„Der Teufel hat dabey ſein Spiel.
„Ich wäre ſelbſt bald in den Reihen
„Getreten, denn an Gaukeleyen
„Und abentheuerlichem Zeug
„Iſt er zum Bucklichlachen reich.

78.

Die Dame, die, wie alle Damen,
Nicht wenig Neubegier beſaß,
Befahl, den Puztiſch abzukramen,
Warf die Saloppe um, vergaß
In aller Eile, ſich zu ſchminken,
Die Kammerthüre zuzuklinken,
Und — weiß der liebe Himmel, was
Die gute Dame noch vergaß.

79.

Sie ging, und ſah aus ihrem Hofe
Incognito den Tanz mit an,
Geſtand auch gegen ihre Zofe,
Der Pilger ſey ein feiner Mann. —
Hier muß ich kürzlich noch bemerken,
Daß eins von Manto's Wunderwerken
Auch das war, daß Kodardo ſich
So wenig als dem Pabſte glich.

80.

Das Hündlein thät ihr baß behagen,
Und ihre Zofe muß ſogleich
Zurück, den Preiß ſich zu erfragen.
„Hm!“ ſprach der Held: „Madam iſt reich!

„Doch Indoſtan mit allen Schätzen
„Kann meinen Hund mir nicht erſetzen.“
Die Zofe ſah den Wandersmann
Mit Naſenrümpfen ſpöttiſch an.

81.

„Ja, ja,“ fuhr jener fort: „Mamſellchen
„Braucht nicht ſo ſpöttiſch auszuſehn!
„Joli! laß deines Reichthums Quellchen
„Zur Probe einmal offen ſtehn!“
Joli ließ ſich gehorſam finden,
Und warf im Augenblick von hinten
Smaragd, Topaſen und Rubin
Der Zofe vor die Füße hin.

82.

Die Jungfer machte große Augen.
Sie meynte freylich bis hieher,
Man könn' ihn blos zum Tanzen brauchen;
Allein Joli verſtand noch mehr.
Schon will ſie ſich nach Hauſe ſchleichen,
Das Wunder Lauren anzuzeigen;
Allein Kodardo ruft ihr nach,
Und hört nur an, wie kühn er ſprach:

83.

„So lieb ich meinen Hund auch habe,
„So iſt er doch um Einen Preiß
„Mir feil, mit ſamt der Wundergabe,
„Die eben jezt auf mein Geheiß
„Er ſehen ließ. Wenn Ihre Dame
„So will, wie ich, ſo ſoll dem Krame
„In kurzem abgeholfen ſeyn
„Und gern büß' ich den Hund hier ein.

84.

Die Zofe ſaß in einer Hölle
Von Neugier, eh er's 'raus geſagt:
„Das iſt: des Ehemannes Stelle —
„Doch nur auf eine einzge Nacht —
„Bey Ihrer Dame zu vertreten.
„Verſteht ſich, freylich nicht zu beten;
„Allein der Preiß — beym Sankt Stephan!
„Iſt bill'ger, als man's wünſchen kann."

85.

„Wie!" rief die Zof' und hob die Füße
So hoch, als lägen Eyer da:
„O ſchön! die Frau Ambaſſadrice,
„Die Bluhme von ganz Mantua,

„Am Buſen eines ſchmuzgen Pfeifers! — —
„Warum nicht eines Scheerenſchleifers?
„Wer weiß, ob nicht die vorge Nacht
„Im Hoſpital Er zugebracht.“

86.

Doch als ſie's reiflich überlegte,
Des Pilgers Anſtand und Geſicht,
Samt ſeinem reichen Hund erwägte,
So ſchien es ihr zum mindſten Pflicht,
Der Dam' ein wenig zuzureden.
Sie machte Miene, abzutreten,
Um doch, wo möglich, noch das Ding
Zu ordnen, eh er weiter ging.

87.

„Noch auf ein Wörtchen! Kunigunde!“
Rief unſer Held; ſie kehrt zurück:
Er flüſtert heimlich zu dem Hunde,
Und ſich! es fällt im Augenblick
Ein ſolcher Hauſe von Piaſtern,
Daß Mantua damit zu pflaſtern,
Ein leichtes ihm geweſen wär';
Dabey ein Diamant, ſo ſchwer,

88.

Daß der, der in des Moguls Krone
Brillirt, wohl noch um zehn Karat
Geringer iſt: Zum Botenlohne
Muß nun die Zofe dieſe Saat
Von Gold, ſo viel ſie nur zu laſſen
Vermag, in ihre Schürze faſſen;
Dagegen wird der Diamant
Der Dame Laura zuerkannt.

89.

Das machte nun die gute Dirne
Dem Ritter völlig zugethan.
Kodardo war in ihrem Hirne
So reich, als wie ein Tartarchan;
Zwar nur ein Pilger — doch die Liebe
Weiß, daß Befried'gung ihrer Triebe
Sie hier oft mehr erwarten kann,
Als bey dem größten Ehrenmann.

90.

Sie lief, den Vorſchlag unſers Helden,
Samt allem, was dahin gehört,
Der Dame ſchleunigſt zu vermelden.
Sie thut's. Allein zum Danke kehrt

Sich Laura um und drückt die Finger
Der ſchönen Hand dem Ueberbringer
Des ſaubern Vorſchlags ins Geſicht
So tief, daß gleich ein Zahn ihm bricht.

91.

Die Zof' entwich dem erſten Grimme
Und ſchlich ſich nach der Stubenthür,
Und Laura rief mit heiſrer Stimme:
„Wie? ſolchen Vorſchlag thut man mir?
„Für einen Hund — mich — meine Ehre!
„Ja, wenn es noch Kodardo wäre!
„Ach! lange neidſcht' und quält' ich ihn,
„Und ſo iſt nun der Arme hin. *)

92.

„Doch er ein Pilger — ich, ihr Götter!
„Gemahlin des Ambaſſadeurs!
„Wie ſtraf' ich den verwägnen Spötter!
„Ich fühl's, ſchon nahen ſich Vapeurs."
„„Madam! Ihr Wort in allen Ehren,
„„Wenn Sie die Frau des Kaiſers wären,""
Sprach Kunigund', „„ich rede frey,
„„Das trägt zur Sache gar nichts bey.

*) Siehe Erwin und Elmire.

93.

„„Der Hund! der Hund, das iſt die Frage!
„„Wie kriegen wir den ſchönen Hund?
„„Sein Herr — doch das thut nichts zur Sache —
„„Iſt freylich nur ein Vagabund;
„„Doch, glaubt mir! ſchön wie ein Adonis,
„„Und er beſizt dabey in bonis
„„Ein Hündlein, das kein Indoſtan,
„„Kein Kröſus ihm bezahlen kann.““

94.

„Nu nu! der Hund, das muß ich ſagen,
„Der wäre ſchon der Mühe werth;
„Doch nein! die Schande zu ertragen —
„Ich kann nicht thun, was er begehrt.
„Du weißt, ich habe ſchwören müſſen,
„Nicht einmal eine Frau zu küſſen,
„(Weil man ſich leicht verkleiden kann)
„Viel weniger noch einen Mann.“

95.

„„Oho! das ſind nur Schreckgeſtalten
„„Für Pöbel. Wer hat je gehört,
„„Daß man dergleichen Schwur gehalten?
„„Der iſt des Haltens gar nicht werth.

„„Und überdieß, Sie werden wiſſen,
„„Daß auch ein Mund, der nie zu küſſen
„„Gewagt, von dem, der viel geküßt,
„„Gar ſchwer zu unterſcheiden iſt.

96.

„„Für wen iſt all' Ihr Reiz geſchaffen?
„„Doch nicht etwa für Herren Duns?
„„Mit dem der Himmel Sie zu ſtrafen
„„Sich vornahm, und der, unter uns!
„„Sich ſchlecht verſteht auf das Genießen.
„„Auch ſeine Rückkunft, wie Sie wiſſen,
„„Und ſich das leicht errathen läßt,
„„Iſt traun! für Sie kein Hochzeitfeſt."

97.

Von dieſen wirklich triftgen Gründen
Ließ Dame Laura endlich ſich
Nach langem Kampfe überwinden,
Und wollte nur, um ordentlich
In jedem Punkt zu Werk zu gehen,
Vorher den Hund noch einmal ſehen,
Ob auch vielleicht nicht mehr Geſchrey
Von ſeiner Kunſt als Wolle ſey.

98.

Kodardo zögerte nicht lange,
Wie ſich das wohl von ſelbſt verſteht.
Er fand in einem dunkeln Gange
Die Thür zu Laurens Kabinet.
Auf einen Sofa hingegoſſen,
Von dünnem Neſſeltuch umfloſſen,
Von allen Grazien umſtralt,
Wie Raphael ſein Mädchen malt,

99.

So lag ſie da; der blaſſe Schimmer
Von einer Kerze am Kamin
Warf myſtiſch über's ganze Zimmer
Verrätheriſche Dämmrung hin.
Manch Ach! entbebt Kodardo's Munde,
Als er in dieſer Schäferſtunde,
Der Dame Hand in ſeiner Hand,
Gelehnt an ihrem Sofa ſtand.

100.

Sein Auge, wenig von dem Schleyer,
Der halb die Marmorbruſt umgab,
Gehindert, blickt mit Wolluſtfeuer
In Cythereens Thal hinab:

Er ſprach — das Wort ſtarb ihm im Munde —
Der Dame Blick ward bald dem Hunde,
Und bald, mit manchem Druck der Hand,
Kodardo'n lächelnd zugewandt.

101

„Da bin ich, Abgott meiner Seele!“ —
„„Mein Herr — Ihr Hundgen iſt recht ſchön““ —
„Madam — mein Hund ſteht zu Befehle“ —
„„Ey wie galant! ich muß geſtehn““ ...
„Im ganzen Ernſt, wenn Sie erlauben“ ...
„„O nein! ich will Sie nicht berauben!““
„Der Preiß iſt eine ſchöne Nacht“ —
Die Dame ſieht ihn an und lacht:

102.

„„Für eine Nacht, mein Herr? — Sie ſchwär-
„„men!““ —
Von Liebe überwältigt blickt
Er Lauren an: mit beiden Aermen
Umfaßt er bebend ſie und drückt
Den Mund auf ihre Lippen, heftet
Sich feſt darauf, und ſchwach — entkräftet —
Von ſo viel Leidenſchaft durchglüht,
Sinkt er aufs Bett. — Doch Laura zieht

103.

Gleich einem Lämpgen, deſſen Flamme
Noch einmal aufſprüht, eh's verliſcht,
Sich ſchnell zurück, und ruft als Dame
All' ihren Stolz zu Hülfe, miſcht
Ein wenig Zorn in ihre Blicke;
Und er — gehorſam — bebt zurücke,
Wirſt, trunken von der Liebe Kelch,
Sich neben ihr auf den Fauteuil.

104.

Ein wenig albern, muß ich ſagen,
War der Gehorſam angebracht:
Bey Halbbezwungnen alles wagen,
Iſt das, was uns zum Sieger macht.
Sey, Jüngling, nie zu wohlgezogen!
Ein Stoß vom ſchönen Ellenbogen
Sagt nur: „warum nicht näher, Freund?
„Es iſt ſo böſe nicht gemeynt.“

105.

Auf Laurens Wangen glühte Röthe
Und wolluſtvoller Liebesdrang.
Joli war eben nicht ſo blöde,
Als Freund Kovardo, hüpft' und ſprang

Stracks ohne weitre Komplimente
Auf Laurens Sofa, und behende
War, eh die Dame ſich's verſah,
Der ſchönſte Hauſe Perlen da.

106.

Sie nun in eine Schnur zu binden,
Und ſie um ihren Lilienarm
In einen Knoten ſanft zu winden,
Dabey ſo feurig und ſo warm,
Als möglich, ihr die Hand zu drücken,
Das war ein Amt, das mit Entzücken
Der gute Ritter auf ſich nahm,
Und faſt dabey zum Ziele kam.

107.

Ergriffen von der Wolluſt Beben,
Schlüpft' eine Perl' aus ſeiner Hand,
Und gleitet zwiſchen den Geweben
Von Flor und leicht verſchlungnem Band
Auf einen Hügel, der ſo eben
Begriffen war, ſich ſanft zu heben;
Daß ſie von da leicht weiter läuft,
Iſt, was ein jeder gleich begreift.

108.

Dieß noch, wo möglich, zu vermeiden,
Folgt ihr geſchwind Kodardo's Hand,
Und, — o! wer wird ihn nicht beneiden!
Geſezt auch, daß er das nicht fand,
Was er zu ſuchen vorgab: Reize,
Die mit dem lächerlichſten Geize
Herr Duns bis dahin nur verwahrt,
Sind zum Erſatz ihm aufgeſpart.

109.

Und traun! nun wird man leicht begreifen,
Daß ihn, der ſeinen Sieg ſchon fühlt,
Das Nadeln-Bollwerk, von den Schleifen
Verſtärkt, nicht mehr zurückehielt.
Er kam, wie Cäſar, ſah und ſiegte,
Und — was am meiſten ſie vergnügte —
War, Manto gab im Augenblick
Dem Ritter die Geſtalt zurück.

110.

Am andern Abend ging's wie geſtern.
Ha! dieſe wonnevolle Nacht,
Sie hatte hundert ſolche Schweſtern,
Von Wohlluſt trunken durchgewacht.

Allein auch von den liebſten Freuden
Muß man doch endlich einmal ſcheiden,
Wenn auf der ſublunarſchen Welt
Dem böſen Dämon es gefällt.

111.

Zwey Monden waren nun verfloſſen,
In denen, ganz einander werth,
Die Liebenden ſich froh genoſſen,
Als unſer Duns zurückekehrt.
Die ſtrittge Sache war entſchieden,
Der Herr Geſandte kam zufrieden,
Bis an den Hals voll Ehr' und Ruhm,
Nach Hauſe in ſein Eigenthum.

112.

Zum Glücke war Kodardo eben
Auf ein paar Tage lang verreiſt;
Die Fee hatt' ihm den Rath gegeben,
Vermuthlich im prophetſchen Geiſt.
Drum war's Herr Dunſen ſehr behäglich,
Sein liebes Weib ſo keuſch als möglich
Zu finden bey dem Näherahm,
Als unverhofft er wiederkam.

113.

Doch deshalb waren ſeine Sorgen
Noch nicht ſo gänzlich weggeſcheucht.
Er lief ſogleich am andern Morgen
Zu allen Nachbarn, um vielleicht
Von Lauren etwas zu erfahren.
Doch um den Aerger ihm zu ſparen
Ward ihm von jenem Wandersmann
Nicht eine Sylbe kund gethan.

114.

Allein der Teufel miſcht ſich immer
(Ich weiß nicht, wo die Urſach ſteckt)
So gerne unter's Frauenzimmer;
Seht, wie der Handel ſich entdeckt!
Statt ihrer Zofe liebzukoſen,
Ward dieſe vor den Kopf geſtoßen:
Wodurch — warum — das weiß ich nicht,
Ich ſage, was mein Währmann ſpricht.

115.

Kurz, Dame Kunigunde rennte
Voll Rachſucht zum Ambaſſadeur,
Und ſchrie, als ob der Kopf ihr brennte:
„Mein Herr! ich bringe neue Mähr!

„Ach! himmelſchreyend iſt die Sache,
„Und fodert Ihre ganze Rache!“
Und nun erzählt ſie Wort für Wort
Haarklein den ganzen Hund-Accord.

116.

Die Haare ſtanden unſerm Alten
Zu Berg', als ſey das Schlangenhaupt
Meduſens jezt ihm vorgehalten:
„Mein Weib — wer hätte das geglaubt!
„Indeß zum Wohl vom ganzen Staate
„Ich in die ſchwerſte Ambaſſade
„Beym Vater Pabſt verwickelt bin,
„Giebt ſie für einen Hund ſich hin!

117.

„Ich muß für den Senat mich balgen
„Vor'm Throne ſeiner Heiligkeit! —
„O! läg der Eſel unter'm Galgen!
„So wär' ich von der Schmach befreyt!“
So ſprach er. Ohn' ein Wort zu ſagen,
Warf er ſich in den Reiſewagen,
Und fuhr, ſo ſchnell als Pferd' und Rad
Nur laufen wollten, nach der Stadt.

118.

Hier ſann er hin und her auf Rache.
Es giebt der Strafen mancherley,
Doch endlich fand er, daß die Sache
Des Todes völlig würdig ſey.
„Geh, Robert! ſprach er zum Lakayen,
„Du ſiehſt, mein Haupt iſt von Geweihen,
„Mein Herz von Laurens Schandthat ſchwer,
„Geh! bring mir ihren Leichnam her!

119.

„Daß ich in ihren Eingeweiden
„Mit Hohngeziſche wühlen kann!
„So räche die verbotnen Freuden
„Hinfort ein jeder Ehemann.
„Den beſten Gaul aus meinem Stalle
„Nimm zu dir, lock ſie in die Falle,
„Und dort bey jenem Eichenhain
„Stoß ihr den Dolch ins Herz hinein.

120.

„Ha! Robert, wirſt du ſie erdolchen,
„So nimm den Beutel hier zum Dank,
„Und will ſie dir nicht willig folgen,
„So ſprich, ich ſey gefährlich krank,

„Ich nahte mich Cocythens Schlunde,
„Und werde kaum noch eine Stunde
„Verleben, weil die Waſſerſucht
„Mich geſtern plözlich heimgeſucht.“

121.

Der Kammerdiener richtet treulich
Die Bothſchaft ſeines Herren aus,
Allein die Feye hatte freylich,
Verſteckt in eine kleine Maus,
Sich gleich nach Mantua begeben,
Und bey dem ganzen Handel eben
In Mauſelöchern zugehorcht,
Auch ſchon für alles gut geſorgt.

122.

Drum ſezt ſich Laura unverzüglich,
In ihren Reiſekleidern blos,
Auf einen Gaul, doch nimmt ſie klüglich
Das Hündlein mit ſich auf den Schoos.
Der Kammerdiener trabt behende
Voran, und als er nun am Ende
Von einem kleinen Buſchholz war,
So nahm er ſeinen Vortheil wahr:

123.

„Madam! ich muß jezt den Befehlen
„Gehorchen, die mein Herr mir gab;
„Doch will ich Sie nicht lange quälen,
„Sie ſind ſo gütig, ſteigen ab,
„Und können, iſts etwa vonnöthen,
„Auch noch ein Vaterunſer beten.“
Hier ſprang Herr Urian vom Pferd,
Und zog hervor ſein blankes Schwert.

124.

Doch in demſelben Augenblicke
Durchbrauſt ein heftger Donnerſchlag
Die Wetterwolken, und in dicke
Graunvolle Nacht hüllt ſich der Tag.
Das Hündlein wandelt augenblicklich
Sich in die brave Fee, die glücklich,
Da jener nichts vor Augen ſieht,
Die Dame der Gefahr entzieht.

125.

Und plözlich theilt ſich auch der Nebel
Vor ſeinen Augen: zitternd hält
Er in der Hand den blanken Säbel,
Greift zitternd nach dem Sündengeld

In ſeiner Taſch' und will es eben
Dem nächſten Buſche übergeben;
Kurz! eingewurzelt ſtand er da
Und wußte nicht, wie ihm geſchah.

126.

Doch endlich geht er, ſeinem Herren
Zu melden, was ſich hier begab.
„Die Augen wird er freylich ſperren,“
Rief er, „denn ohne Zauberſtab
„Iſt wohl das Ding nicht zugegangen;
„Doch er hat's einmal angefangen,
„Und mag nun machen, was er will,
„Ich zieh mich weislich aus dem Spiel.“

127.

Mit dieſem klugen Vorſatz kehrte
Er nun zurück nach Mantua.
Allein als Duns das Wunder hörte,
So ſtieg, troz ſeinem Podagra,
Die Wuth auf vier und achtzig Grade,
Und ſterben ſoll ſie ohne Gnade.
Der Diener ſchweigt und führt ihn fort
An den bewußten Wunder=Ort.

128.

Hier findet Duns ſtatt Wüſteneyen,
Statt Haidekraut, Sumpf und Moraſt,
Erbaut durch Manto's Zaubereyen
Den größten ſchimmerndſten Palaſt.
Kaum will er ſeinen Augen trauen,
Er wird nicht ſatt ihn anzuſchauen,
Er ſteht, begafft bis in die Nacht
Mit offnem Maul die gothſche Pracht.

129.

„Wer hat nun Recht?“ rief der Bediente
Jezt hinter einem Baum hervor:
„Vor wenig Augenblicken grünte
„Hier kaum ein wenig Gras. Der Mohr,
„Der dort in jener Flügelthüre
„Gleich einem faulen Großveziere
„Ein wenig ſich zu ſonnen ſcheint,
„Iſt wohl des Teufels naher Freund.“

130.

Duns dreht die Augen nach dem Orte,
Wohin des Dieners Finger wies,
Erblickt auch wirklich an der Pforte,
Gelehnt auf einen türkſchen Spieß,

Den häßlichſten von allen Mohren,
Den je ein ſchwarzes Weib geboren,
Ein trotzig, fürchterlich Geſicht,
Das eben nicht viel Gut's verſpricht;

131.

Und Lilliput, das Land der Zwerge,
Schien dieſes Unholds Vaterland.
Auf ſeinem Rücken hoben Berge
Empor das ſchmuzige Gewand;
Tief unter finſtern Augenbrauen
Thät er ſo boshaft um ſich ſchauen,
Daß, wer ihn nur von weiten ſieht,
Schon vor dem ekeln Anblick flieht.

132.

Duns hielt ihn für den Schweinehirten.
Hm! dacht' er, dieſes Schloſſes Herr
Wird mit Vergnügen mich bewirthen;
Denn in der That, mich hungert ſehr.
Ich will den Vizlipuzli ſtören:
„Mein Freund! wem mag dies Schloß gehören?“
„„Dein Freund? — ich mag dein Freund nicht
„„ſeyn!““
Verſezt er wild: „„Das Schloß iſt mein!““

133.

Erſtaunt warf Duns ſich ihm zu Füßen:
„Wie, Herr! all dieſe Pracht iſt dein?
„Laß die Verwegenheit zu büßen,
„Zeitlebens mich dein Sklave ſeyn.
„Was iſt die Welt mit allem Schimmer
„Nur gegen eines dieſer Zimmer!
„Gewiß, ein Gott erbaute blos
„Auf ſeinen Wink dies Zauberſchloß.“

134.

„„Gefällt es dir? ich will dir's ſchenken,““
Verſezt der Mohr. „„Du lachſt? ja, ja;
„„Wohl nicht umſonſt, das kannſt du denken;
„„Allein es iſt, ſo wie es da
„„Empor ſich hebt auf güldnen Füßen,
„„Dein eigen, wirſt du dich entſchließen
„„Mein Page nur auf einen Tag
„„Zu ſeyn. — Verſtehſt du, was ich ſprach?““

135.

„Mein Herr!“ verſezt der gute Alte,
„Mein Herr, ein Schurke, der's verſteht!
„Ich und ein Page! — Wenn die Falte
„Auf Stirn und Backen da nicht thät,

„Und dann das graue Haar nicht wäre —
„Nein, ich verbitte mir die Ehre!
„Doch ſtelle dir die Sache für
„Und gieb ein ander Aemtchen mir.“

136.

„„Nein, nein, du haſt mich nicht verſtanden,““
Verſezt der Mohr; „„glaub mir, es geht!
„„Kennſt du den Profeſſions-Verwandten
„„Der Hebe, Jüngling Ganymed?
„„Sieh, er verwaltete vor Zeiten
„„Bey Jupitern, umringt mit Freuden,
„„Daſſelbe Amt. — Verſtehſt du nun,
„„Was bey der Sache hier zu thun?““

137.

„Ganz wohl, ſprach Duns, doch ohne Zweifel
„Treibt ſeinen Spas der Herr Patron.
„In meinem Alter! — welcher Teufel
„Spielt dann die Rolle des Giton?
„Die ganze Gegend würde ſagen,
„Ich fang' in meinen alten Tagen,
„(Dazu als ſo ein Ehrenmann)
„Im Kopf verrückt zu werden an.“

138.

„„Wenn auch — was iſt daran gelegen?““
„Nein, Freund! das muthe mir nicht zu.“
„„Nun gut! — du willſt nicht? — meinetwegen!
„„So pack dich fort! laß mich in Ruh.““
Hier wendet er mit hämſchen Blicken
Auf einmal den gewölbten Rücken,
Läßt unſern guten Alten ſtehn,
Und will in ſeinen Garten gehn.

139.

Da iſt nicht lange mehr zu zögern,
Denkt unſer Duns, ich bin nicht dumm!
Was ſollt' ich mich da noch viel wegern,
Es weiß ja niemand was darum.
Ein Tag — der iſt gar bald verfloſſen,
Gewiſſensſkrupel — Kinderpoſſen!
Herr Mohr! pſt! komm er nur heran!
Ich nehme ſeinen Vorſchlag an.

140.

Und ſieh! es wandelt ſich behende
Sein Kleid in Pagenliveree.
Der Mohr — das rathet ihr am Ende
Wohl ohne mich — war unſre Fee;

Und plözlich trat, zum großen Schrecken
Herr Dunſens, der ſich zu verſtecken
Bemüht, aus des Palaſtes Thor
Auch Dame Laura ſchnell hervor.

141.

„Wie? ſoll ich meinen Augen trauen?
„Iſt das der Herr Ambaſſadeur?
„Wahrhaftig ja! an dieſem grauen
„Ehrwürdgen Bart kann ohngefähr
„Man ihn erkennen. O! 's iſt Schade,
„Daß ihn in dieſer Maſkerade
„Nicht jeder Mantuaner ſieht. —
„Gewiß! ein mächtger Unterſchied!

142.

„Rodardo — o! der ſchönſte Junge!
„Und hier — ein ungeſtalter Mohr,
„Mit dem Herr Duns — ha! meine Zunge
„Vermag's nicht auszuſprechen. Thor!
„Ich ſollte ſterben, weil Geſchenke,
„Die dieſen Palaſt, wie ich denke,
„Weit übertreffen, jene Nacht
„Mich untreu meiner Pflicht gemacht?

143.

„Urtheile ſelbſt!“ Sie winkt dem Mohren,
Und plözlich wird der Mohr Joli,
Der ſtracks in Gold bis an die Ohren
Sich zaubert ohne viele Müh.
„Nun, Duns,“ fuhr Laura fort, „ich wette,
„Du hätteſt ſelbſt im Ehebette
„Den Platz mit Freuden eingeräumt,
„Wenn dir von ſolchem Schatz geträumt.

144.

„Und ſieh! mit einem Ruthenſtreiche
„Baut mein Joli mir ſo ein Schloß,
„Für das allein du — — doch ich ſchweige!
„Ein Fehler ſey auch noch ſo groß,
„Ein Weib wird gern ihn überſehen.
„Drum, was geſchehn iſt, iſt geſchehen!
„Komm, Alter! gieb mir deine Hand,
„Des neuen Bundes Unterpfand.

145.

„Glaub mir, du wirſt dich doch nie rächen,
„So lang dies Händlein bey mir iſt.
„Dagegen will ich dir verſprechen
„Des Kleids, in dem du jetzo biſt,
„Mit keiner Sylbe zu erwähnen,

„So lang' ich lebe. Sieh die Thränen
„Der Reue! fort! beſinne dich!
„Noch bin ich dein, komm! küſſe mich!“

146.

Er küßte ſie. Was ſollt' er machen?
Der Ganymed ſtak ihm im Kopf,
Ganz Mantua würd' ihn belachen;
Darum beſchloß der gute Tropf,
Den kleinen Fehl zu überſehen;
Denn was geſchehn iſt, iſt geſchehen.
Er küßt ſie, ſpricht zu allem ja,
Und fährt mit ihr nach Mantua.

147.

Durch Manto's Kunſt und Wundergaben
Ward unſerm guten Duns die Kraft
Von einem achtzehnjährgen Knaben
In Einem Augenblick verſchafft.
Laura gewann dabey am meiſten,
Er war im Stande, das zu leiſten,
Was einſt in jener ſüßen Nacht
Kodardo that in Pilgertracht.

148.

Hm! hör' ich meine Leſer fragen,
Was wurde aber nach der Hand

Aus dem Palaſt? — ich will's euch ſagen
So kurz als möglich: er verſchwand.
Kodardo, voll von Jugendfeuer
Und Luſt, dergleichen Abentheuer
Noch mehr inskünftge zu beſtehn,
Kodardo mußte weiter gehn.

149.

Und zwar allein. Er bat vergebens
Die Feye zur Begleiterin;
Das Hündlein blieb Zeit ſeines Lebens
Der artigen Gebieterin
Getreu, ſchuf, nach ſo vielem Leiden,
Ihr Haus zu einem Haus der Freuden
Und zu der Liebe Heiligthum
In eingen Wochen glücklich um.

150.

Der Alte hatte ganz vergeſſen,
(Wie ſonſt wohl ſeine Mode war)
Zum Nachtiſch nach dem Mittagseſſen
Mit einer ennüyanten Schaar
Von guten Lehren Laurens Jugend
Zu quälen, wußte nun, die Tugend,
Die eine Schildwach noch begehrt,
Iſt traun! nicht Einen Heller werth.

Anhang.

An die Muſe.

Nach der 26ſten Ode des Horaz, im erſten Buch.

Weg mit dem Gram! ins Meer hinab!
Dort ſey des bangen Kummers Grab!
Mich liebt die Muſe! laßt beym Wein
Die Sorgen in den Wind uns ſtreun!

Ob Joſeph oder Friedrich ſiegt,
Ob Engelland mit Frankreich kriegt,
Ob nun Amerika bald frey,
Das iſt mir alles einerley.

Komm, ſüße Muſe! winde mir
Den ſchönſten Straus am Quellbach hier
Von Roſen und Vergißmeinnicht,
Die Lorbeerkrone mag ich nicht.

Komm! wind ihn mir in ſüßer Ruh!
Die Leyer tönt Geſang dazu.
Doch merk! nur für Elwina glüht
Auf dieſem Erdenrund mein Lied.

An Elwina.

Am 12ten May 1781.

Vergebens blickt' auf Berg und Thal
Die Morgenſonn' hernieder;
Es flötete die Nachtigall
Für mich nur Klagelieder;
Es nezten Thränen mein Geſicht;
Denn dich, Elwina, ſah ich nicht.

Kein Wölkchen ſchwamm am Himmel trübe,
Doch ſchwarz und dunkel war's in mir;
Des Mayen ſanfter Hauch war Liebe,
Doch Gram und Kummer pochte hier;
Der Fluß war ſtiller Ruhe Bild,
Doch mir im Buſen ſtürmt' es wild.

Es ſpiegelte die Sonne ſich
In kummervoller Thräne;
In Zephyrs Liſpeln miſchte ſich
Mein leiſes Klaggetöne;

Es jauchzte um mich die Natur,
Doch weinend blickt' ich auf die Flur.

Es ſtanden Perlen in dem Gras,
Die trocknete die Sonne.
Mein Auge ward von Thränen naß,
Die trocknet nicht die Sonne!
Ach! Thrän' um Thräne fiel herab,
Und grub der folgenden ein Grab.

Und als ſo ganz allein ich ſtand
Mit meinem Mißgeſchicke,
Für Florens blumiges Gewand
Stumpf meine naſſen Blicke;
Elwina! — o! da ſah ich dich!
Und holder Frühling ward's um mich.

An deiner guten Schweſter Hand,
Von Nachtigall'n empfangen,
Im leichten flatternden Gewand,
Mit jugendlichen Wangen,
Geröthet ſanft von der Natur,
Dein Auge blauer als Azur:

So tratſt du munter in den Hain,
Und plözlich ſchwand mein Kummer!
Nun war nicht mehr für mich allein
Das Glück im ewgen Schlummer;
Noch trennte nur der ſtille Fluß
Von dir den wärmſten Morgengruß.

Wie wünſcht' ich mir den Schlangenſtab
Merkurs und ſeine Schwingen!
Wie floh ans Ufer ich hinab,
Um in den Kahn zu ſpringen!
Und, ach! wie unerträglich lang
Ging dieſer ſeinen Schneckengang!

Doch endlich — wonniger Genuß! —
Nur fühlbar; — welch Entzücken! —
Ha! Seligkeit in deinem Kuß,
Und eine Welt in deinen Blicken!
Die Schöpfung um mich her verging,
Wie ſo mein Auge an dir hing. — — —

Daß Tag und Stunde Flügel hat,
Wie wahr hab' ich's befunden!
Schon eiltet ihr zurück zur Stadt,

Schon war mein Glück entſchwunden,
Und ich — ich wußte doch noch kaum,
Ob's nicht ein ſüßer Morgentraum.

Ich ſah euch lange, lange nach,
Bis das Gebüſch euch deckte,
Und mich der dumpfe Wieſenbach
Aus meinem Taumel weckte;
Auch du, Geliebte! ſahſt dich um,
Und um mich ward's Elyſium!

Es ſchweigt die liebe Nachtigall,
Der Regen trübt die Quelle,
Die Sonne blickt nicht mehr ins Thal,
Doch in mir iſt's ſo helle!
Kein Zephyr liſpelt Liebe mehr,
Und doch iſts wonnig um mich her.

So mag um mich die Welt vergehen!
Ihr Flitterſtaat iſt mir zur Laſt.
O Gott! laß nur ein Hüttchen ſtehen,
Das mich und die Geliebte faßt!
Ein Hüttchen — wär' es noch ſo klein —
O! wie zufrieden wollt' ich ſeyn!

An Elwina.

Es war einſt eine Zeit, in der ich unbefangen
Und ungeſtraft ein jedes Mädchen ſah,
Und wo der Liebe quellendes Verlangen
Mir nie den Buſen hob. Geſchah
Es ja einmal, daß unſre Schönen mich
In ihre ſanften Ketten zwangen,
So wurden drum nicht bläſſer meine Wangen,
Und eine Woche kaum verſtrich,
So war all das Gefühl vergangen.
Ich war noch flatterhaft und jung,
Und hielt die Mädchen blos für Schlangen,
Die unter Blumen uns empfangen,
Nur mit erborgter Tugend prangen,
Und dann durch einen hämſchen Sprung
Uns, unſer Glück und unſre Ruhe fangen.
Ich tändelte gleich einem Schmetterling
Um einen bunten Blumenſtraus,
Flog auf die Roſe hin, und ging

Von da zur Nelke über, hing
Bey jeder meine Angel aus.
Mich lockte Laura durch ihr blendendes Geſicht,
Das blaue Auge, das ins Herz mir drang;
(Allein Statüen lieb' ich nicht:)
Amalia durch ihren ſüßen Sang;
Nannette durch ihr ſanftes Schmachten;
Helene durch das ſchwarze Auge, das
Bey ſeinem feuervollen Blick
Zum erſtenmal in mir den Wunſch nach Wolluſt
las;
Doch immer kehrt' ich bald zurück
Von meinem Taumel, Kopf und Herz genaß
Mir jederzeit in wenig Tagen.
Mit Grillen mich herumzuſchlagen,
Den Wänden nur mein Leid zu klagen,
War nie mein Vorzug; ich begnügte mich,
Bald der, bald jener, züchtiglich
Viel ſchöne Sachen vorzuſagen,
Wobey jedoch mein Herz beſtändig ſchwieg:
Und glaub! von dieſer Regel wich
Ich nie um einen einzgen Strich.
Doch ach! Elwina! ich ſah dich! — —
Entſchwunden ſind die Träumereyen

Sorgloſer Ruh, an denen ich,
Stolz auf dies Herz von Stahl, ſo oft mich kin-
diſch freuen,
Mich meiner Kälte rühmen konnte.
Entſchwunden ſind ſie! da, wo Sicherheit nur
wohnte,
Wo keines Mädchens Bild noch thronte,
Iſt unauslöſchlich nun das deinge eingegraben,
Und keine Macht, kein guter und kein böſer Geiſt
Wird je Dionens kleinen Knaben
Daraus vertreiben, bis der Tod dies Band zer-
reißt!

Kupido hatte ſeiner Mutter
In jener Zeit den ſchönſten Diamant,
(Für Pſychen, wie ich glaub') entwandt.
Um nun der Strafe zu entgehen,
Verkroch er ſich in deine Augen.
„Hm! da wird Venus bald dich ſehen!“
Sprach ich, ſo halb im Scherz:
„Mach dir im Herzen eine Grube!“
„Wahrhaftig! du haſt Recht!“ verſezt der loſe
Bube,
Und niſtelt g'rade in mein Herz.

Sieh! liebes Mädchen! ſo entriß
Die Liebe mir mein bischen Ruhe,
Und wo ich bin, und was ich thue,
Iſt ſeit der Zeit dein Bild gewiß
Mein ewiger Begleiter; Liebe
Haucht jeder Frühlingsweſt mir zu;
Ich leb' und webe nur durch dich!
Es iſt nichts reizendes für mich
Auf dieſem Erdenrund, als du!
Nur deine Schönheit einzuſaugen,
Nur deine Worte zu verſchlingen,
Gab mir der Himmel Ohr und Augen;
Taub bin ich, wenn man nicht
Mit mir von deinem Lobe ſpricht.
Nur deinen Zauberreiz zu ſingen,
Ward mir die Muſe hold, und traun! entfernt von dir,
Iſt dies die einzge Freude mir.
Du lohneſt dann mit einem Kuß dafür,
Wenn ich den traurigen Geſchäften mich entziehe
Und ſorgenlos in deine Arme fliehe.
Ha! wie verſchwindet jede Falte
So ſchnell aus meinem Angeſicht,
Wenn ich des Gaules Zügel halte,

Und er mit mir hinaus zum Thore fliegt!
Dann ſchwärmet meine Phantaſie,
Dann groll' ich mit den Bergen, die
Mir ſie zu überfliegen nicht erlauben,
Und dir und mir dadurch ein Viertelſtündchen rauben.
Dann ärgert's mich, wenn man ſo lange
Im Thor nach meinem Namen frägt,
Und doch nicht weiß, mit welchem innern Drange
Mir dieſes Herz im Buſen ſchlägt.
Und komm' ich endlich hin zu dir,
Und klopfe leiſ' an deine Thür,
Und du, Geliebte! öfneſt mir
Sie ſelbſt — o! wer vermag's zu ſagen,
Das unausſprechliche Gefühl!
So nah, ſo nah der Wünſche Ziel!
Wie unſre Augen dann ſich fragen:
Liebſt du mich noch? uns nun die lange Trennung klagen,
Uns dann der ſüßen Stunde freun,
Du — holdes Mädchen! ewig mein!
Und ich — o Engel! ewig, ewig dein!
Ha! Lieb' um Liebe! ſüßeſter Beruf!
Ein Freudenmeer, das Gott uns ſchuf!

Du ſeliger Gedanke, laß mich nie! —
Allmächtiger! ſoll einſt der Tod uns ſcheiden,
Nimm mich zuerſt hinauf zu deines Himmels
Freuden!
Was wäre mir die Welt, dies Leben ohne ſie!

An Elwina.

Vergiß mein nicht! und wenn uns Meere trennen,
Wenn einſt der Tod mein Auge bricht,
Und neidſche Menſchen nie uns Glück und Ruhe gönnen —
Vergiß mein nicht!

Elwina! ſieh, wie dort ſo ſilberhelle
Der Waſſerfall am Felſen bricht!
Geliebtes Mädchen, komm! es blüht an jener Quelle
Vergißmeinnicht!

Was wäre mir die ſüße Morgenröthe,
Elwina, gegen dein Geſicht!
Ach! Mädchen, ohne dich iſt jede Welt mir öde!
Vergiß mein nicht!

Laß immerhin verbittern alle Freuden,
Die reine Liebe uns verſpricht,

Und leer ihn muthig aus den vollen Kelch der Leiden!
Vergiß mein nicht!

Wie oft, wie oft erheitern Sonnenblicke
Die Wolk', aus der der Donner bricht!
Drum, Theure, komm, daß ich an dieſes Herz dich drücke!
Vergiß mein nicht!

Erinnerſt du der ſanften Wonneſcenen
Auf dieſer Raſenbank dich nicht?
Da bat ich, Liebe, dich, da bat ich dich mit Thränen:
„Vergiß mein nicht!“

Und, Theure! du, du haſt es mir geſchworen,
Und wehe dem, der Schwüre bricht!
Ja! du biſt ewig mein! du biſt für mich geboren!
Vergiß mein nicht!

Wilhelm.

Weint, ihr guten edlen Seelen,
Weint! er war der Thränen werth.
Aechter Biederſinn und Treue
Ward ihm einſt von Gott beſchert.

Nicht romantiſche Geſchichte,
Die die Phantaſie mir bot;
Aber ſchreckenvolle Wahrheit!
Meines armen Wilhelms Tod.

Weh euch Müttern! die ihr immer
Nur Gefühl für Reichthum habt,
Die ihr eurer guten Söhne
Glück und Ruhe untergrabt!

Werdet weinen tauſend Thränen,
Reue folgt der That gewiß;
Aber nimmer könnt ihr tilgen
Des Gewiſſens Schlangenbiß.

Wilhelm liebte ſeine Laura,
War ihr ſo von Herzen gut,
Laura liebte ihren Wilhelm
Wohl mit engelreiner Glut.

Wilhelm ſchwur in ihren Armen,
Bey dem allgewaltgen Gott!
Daß ihn nichts von ſeiner Laura
Trennen ſolle, als der Tod.

Laura ſchwur an ſeinem Buſen
Sanft erröthend Lieb' und Treu;
Schwur, daß all' Gefühl des Herzens
Nur für ihn geſchaffen ſey.

Aber als voll ſüßer Hofnung
Einſt er in das Zimmer trat,
Um den mütterlichen Segen
Seine harte Mutter bat;

Da verſchmähte ſie die Thräne,
Sah auf ſchnöden Reichthum nur,
Wollte fluchen ihrem Sohne,
Wenn er hielte Treu und Schwur.

Wilhelm ſchwieg — doch ſeine Zähren
Klagten ſie im Himmel an!
Wilhelm ſchwieg — um ſeine Ruhe,
Seinen Frieden war's gethan.

Lange hofft' er noch zu wandeln
Seiner Mutter harten Sinn,
Aber ach! die arme Laura
Starb aus Kummer ihm dahin.

Weint! ihr guten edlen Seelen,
Weint! ſie war der Thränen werth.
Aechte Mädchenlieb' und Treue
Ward ihr einſt von Gott beſchert.

Und als nun der Todesbote
Zu dem armen Jüngling kam,
Fraß ſich tief in ſeine Seele
Wohl ein namenloſer Gram.

„Fluche nun, o Mutter! fluche!
„Sieh! zerriſſen iſt mein Herz!
„Ha! was iſt dein Fluch, o Mutter!
„Gegen dieſen Höllenſchmerz.

„Du verſchmähteſt meine Thränen,
„Sahſt auf ſchnöden Reichthum nur,
„Wollteſt fluchen deinem Sohne,
„Wenn er hielte Treu und Schwur.

„Ach! ich ſchwieg — doch meine Zähren
„Klagten dich im Himmel an!
„Mutter! ſieh! um meine Ruhe,
„Meinen Frieden iſts gethan.“

Endlich ward ſein Kopf zerrüttet,
Wütend ſeine Phantaſien,
Schreckenbilder, blutge Leichen,
Aengſteten, verfolgten ihn.

Wilhelm ſtarb. Der Name, Laura!
War des Jünglings lezter Hauch.
Auf der beiden Edlen Grabe
Blüht ein weißer Roſenſtrauch.

Weint, ihr guten edlen Seelen!
Beide ſind der Thränen werth;
Beiden wurde Lieb' und Treue
Von des Himmels Hand beſchert.

An Elwina.

O! daß ich dich verachten könnte,
Du liebe Ungetreue! — Nein!
Das Schickſal, das ſo bald uns trennte,
Wird ewig, ach! mir bitter ſeyn;
Doch was des Freundes Rath auch ſpricht —
Nein! dich verachten kann ich nicht.

Daß nimmermehr zu ſpäte Reue
Mit Thränen einſt dein Auge nezt!
Du liebe, liebe Ungetreue!
Zu theuer biſt du mir noch jezt.
Es trog dein zauberiſch Geſicht —
Doch dich verachten kann ich nicht.

Erinnre dich der frohen Stunden,
In denen wir der Liebe Glück
So rein, ſo unverfälſcht empfunden,
Elwina! hätt' ich ſie zurück!
Dich lieb' ich, bis mein Auge bricht —
Und dich verachten kann ich nicht.

Nimm dieſe Lock' aus meinen Haaren!
Ach! du verlangteſt ſie von mir,
Als ich noch wähnte, unerfahren,
Geliebt, geliebt zu ſeyn von dir.
Nur Täuſchung, was dein Mund verſpricht —
Doch dich verachten kann ich nicht.

Iſt gleich, mein Herz mit dir zu theilen,
Mir alle Hofnung nun geraubt,
So denke doch an den zuweilen,
Den du zu lieben einſt geglaubt.
Bey Gott! ich bin kein Böſewicht,
Wie die Verläumdung von mir ſpricht.

Dich ſegne mit dem beſten Segen
Der Gott, der dich ſo ſchön uns gab!
Das Schickſal ſtreu' auf deinen Wegen
Nur Bluhmen um dich bis ins Grab!
Ein Biedermann beglücke dich,
Den mehr dein Herze liebt, als mich.

Willſt du noch Einen Wunſch erfüllen —
Elwina! — du gewährſt ihn doch? —
So weine, Liebe, mir im Stillen,
Nur eine einzge Thräne noch.
Das Schickſal trennte uns zu früh,
Doch dich vergeſſen werd' ich nie!

Abendlied
eines unglücklich Liebenden.
Im December 1780.

Flimmre, kleine Lampe, flimmre!
Mein Gefährt' und Freund biſt du.
Einſam ſitz' ich da und wimmre,
Suche die verlorne Ruh;

Suche Schlaf und finde keinen,
Habe auch ſchon manche Nacht
Unter Klagen, unter Weinen,
Bey dem Lämpchen durchgewacht.

Horch! es ſtürmt, es regnet draußen,
Schlägt an meine Fenſter mir,
Winde heulen, Winde brauſen,
Klappern mit der Kammerthür.

In der ganzen langen Straße
Wacht kein einzig Lämpchen mehr,
Nur da draußen in dem Graſe
Tanzt ein Irrwiſch noch umher.

Herz und Sinn iſt mir ſo trübe;
Gieb mir Ruhe, o Natur!
Träumte ja einmal von Liebe,
Aber ach, ich träumte nur.

Flimmre, kleine Lampe, flimmre!
Ach! es war nur ſüßer Wahn!
Einſam ſitz' ich nun und wimmre — —
Horch! ſchon kräht der muntre Hahn;

Und das Morgenroth in Oſten
Kündigt an der Sonne Strahl,
Und ſchon hallet vom bemooſten
Thurm die Glocke ſiebenmal.

Liſch nun, Lämpchen, deinen Flimmer!
Will hinaus ins Freye gehn,
Und der erſte Tages Schimmer
Soll nun auch mich weinen ſehn.

Der Dichter und die Muſe,

An Herrn und Madam B—

Im May 1781.

Der Dichter.

Ach!

Die Muſe.

Wie? mit einem trüben Ach!
Beginnſt du ſolch ein fröhliches Gedicht?
Iſt heute nicht
Des bravſten Mannes Hochzeittag?
Drum, willſt du winſeln, Freund! ſo laſſ' ich dich allein,
Ich bin nicht aufgelegt dazu, du ſiehſt, ich lache.

Der Dichter.

Nu, nu! mein Ach! thut nichts zur Sache,
Man wird darum nicht minder fröhlich ſeyn.
Auch mir fällt's heute gar nicht ein,

Von Traurigkeit und Herzeleid zu ſprechen;
Ich bitte nur, mich nicht zu unterbrechen.

* * *

Die Muſe ſchwieg, der Streit war abgethan,
Der Dichter hub von neuem an:

* * *

Ach! jenes ſüße Glück empfindet
Der große Haufe nie,
Den nur des Prieſters Hand verbindet
Und nicht der Herzen Sympathie;
Der wähnt, ein goldner Ring
Aus Hymens Hand ſey ſtets ein Wunderding,
Und zaubre Liebe immerdar
Auch da, wo nimmer Liebe war.

Ob ihr ſchon lang' Euch zärtlich liebt,
Iſt eine überflüßge Frage.
Der Prieſter, der am heutgen Tage
Euch ſeinen Segen giebt,
Sieht ſchon des ſchönſten Bandes Spur,
Macht einen Doppelknoten nur

Daraus, und drückt die Herzen dann
Ein wenig näher an einander:
Und dieſen Knoten löſt kein Alexander!
Nein! nur der Knochenmann
Vermag mit einem Senſenhiebe
Dies Band, gewirkt aus Liebe,
(Doch erſt in langer, langer Zeit)
Zu löſen. Denn wir kennen
Den finſtern Mann; trotz ſeinem Lebensneid,
Wird er ſo bald ein ſolches Paar nicht trennen.

Wir alſo, denen du vergönnſt,
Dich unſern Freund zu nennen,
Und die du wieder Freunde nennſt,
Wir ſtehen lächelnd da mit wonnetrunknem Blick,
Und ſehn ein dauerhaftes Glück
Um deine Scheitel ſchweben.
Doch müſſen wir wohl auch,
Nach altem hergebrachten Brauch,
Auf's Wünſchen uns begeben.
So ſey es dann! ſchon lange glüht' ich,
An deinem frohen Hochzeittag
Dir Glück zu wünſchen tauſendfach.
Doch meine Feder iſt nur ſchwach:

Frau Muſe! ſeyn Sie doch ſo gütig
Und helfen Sie ein wenig nach!

Die Muſe.

Von Herzen gern! Allein vor allen Dingen,
Sprich! welchen Wunſch ſoll deine Leyer ſingen?
Von Störchen, Wiegen und dergleichen
Will ich dir rathen ſtillzuſchweigen:
Die Braut wird trefflich roth dabey,
Doch iſts am Ende einerley.
Denn Knaben, die dem Vater gleich
An braver Biedermannes Sitte,
Und Mädchen — wie die Mutter — reich
An Schönheit, Tugend und Verſtand,
Giebt Gottes Hand
Auch ohne dein Gebet und Bitte.

Der Dichter.

Nun wohl! Frau Muſ', es ſey darum!
Sie mögen, wenn's beliebt, die Leyer gar zerbrechen.
Der Dichter ſchweigt, mein Herz ſoll ſprechen.

Des Menſchen Leben geht oft krumm.
Es pflegen ſich wohl Dorn und Diſteln

In unſre Laufbahn einzuniſteln.
Der Himmel ebne deine Bahn,
Und kommt einmal von ungefähr
Ein kleiner Berg dir in die Queer,
So führe er dich ſanft hinan!
Kein böſes Wölkchen trübe
Den Pfad, den du zu wandeln haſt;
Des Lebens mannichfaltge Laſt
Verſüße, Beſter, dir die Liebe!
Der Leiden giebt es freylich viele,
Und ohne ſie — kömmt wohl ein Sterblicher zum
zum Ziele?
Nur Müh und Arbeit ſchafft uns Ruh;
Doch wohl dem Manne, der, wie Du,
Der reinſten Liebe Glück genießt,
Dem ſolch ein Weib des Lebens Pfad verſüßt!

Daphne und Apoll.

Nach dem Französiſchen des Fontenelle.

„Du fliehſt mich? bleib! ach bleib,
„Du engelſchönes Weib!
„Ich bin der Dichtkunſt Gott, die Leyer
„Tönt lieblich unter meiner Hand;
„Ich throne in der Sonne Feuer,
„Ihr Strahl iſt mein Gewand.“

So rief Apoll — doch Daphe floh,
Und ich — ich bliebe ſelbſt nicht ſtehn.
Hätt’ er gerufen: Sey doch froh!
Ich bin ja jung, ich bin ja ſchön,
Ich will dich küſſen, will dich lieben! —
Gewiß! ſie wäre ſtehn geblieben.

Ende.

[library stamp, illegible]

Inhalt.

An den Herrn Profeſſor Muſäus S. 7
Phyllis an Demophoon 15
Periander 30
Edwin und Athelſtan 64
Die eherne Tafel 76
Zoroaſter 175
Das wunderſame Hündlein 201

Anhang.

An die Muſe 263
An Elwina 265
An dieſelbe 269

An Elwina S. 275
Wilhelm 277
An Elwina 281
Abendlied 284
An Herren und Madam B — 286
Daphne und Apoll 291

Verbeſſerungen.

S. 11. Z. 4. Todes Rand l. Todes Hand.
— 54. Z. 7. So nach l. So nah.
— 58. Z. 14. der getreue Held l. der getreue Sklav.
— 60. Z. 15. Spricht Gift l. Sprüht Gift.
— 158. Z. 8. Verkehrungen l. Vorkehrungen.
Ebend. Z. 16. die dem Yanſu am meiſten l. welche dem Yanſu das meiſte.
S. 241. Z. 3. manchem l. manchen.

1. Zill

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Erzählungen

Leipzig 1782

P.o.germ. 765
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112914-8
VD18 11856459